

PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

Verein für Geschichte an der
Universität Paderborn



Jg. 25, 2012

Titelbild:

Mahnmal für die Opfer des KZ Niederhagen-Wewelsburg, 22.08.2009, S. H.

IMPRESSUM

Paderborner Historische Mitteilungen Nr. 24 (PHM), 2011

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn

Redaktion: Dr. Michael Wittig, Prof. Dr. Frank Göttmann, Prof. Dr. Jörg Jarnut
Dr. Guido M. Berndt, Adam-Klein-Str. 145, 90431 Nürnberg
Ulrike Voss M.A., Lindenstr. 11, 59597 Erwitte/Bad Westernkotten
Gunnar Grüttner M.A., Birkenweg 15, 33102 Paderborn
Michaela Anna Mehlich, Kamp 37, 33098 Paderborn
Dr. Mareike Menne, Müllmersberg 2, 33154 Salzkotten
Dr. Joachim Rüffer, Endloser Weg 16, 59494 Soest
Christina-Maria Selzener, Im Aatal 16, 33181 Bad Wünnenberg
Dr. Michael Ströhmer, Eichendorffstraße 3d, 33014 Bad Driburg
Sandra Venzke, Ledeburstraße 9 a, 33102 Paderborn
Dennis Wegener, Im Stehbusch 2, 33181 Bad Wünnenberg

E-Mail-Adresse: Michael.Stroehmer@upb.de

ISSN: 1867-7924

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

INHALT

Aufsätze

- STEFANIE HAUPT, Das Mahnmal für die Opfer des KZ Niederhagen-Wewelsburg. Ein Querschnitt durch seine ästhetische, geschichtspolitische, erinnerungskulturelle und raumsoziologische Bedeutung5
- DIETER RIESENBERGER, Annette Kolb (1870-1967) – „Tochter zweier Vaterländer“ 32
- DENNIS WEGENER, Die Verfassung des Königreichs Westphalen – Ausdruck von Fremdherrschaft oder Modellstaatlichkeit?..... 54

Miszellen

- MORITZ SCHÄFER, Tagungsbericht: Die Landschaft in Westfalen 72
- MICHAEL WITTIG, Prämierung von Geschichts-Facharbeiten mit regionalgeschichtlichem Schwerpunkt. 76
- Glückwunschnotizen 77
- Kurzporträts neuer Kolleginnen und Kollegen des Historischen Instituts der Universität Paderborn..... 80
- MAREIKE MENNE, Annotation: Blog „Brotgelehrte“..... 84

Rezensionen

- Guido M. Berndt (Hg.): Vita Meinwerchi episcopi Patherbrunnensis. Das Leben Bischof Meinwerks von Paderborn. (*Zwanzig*) – Theodor Fockele: Kleine Paderborner Schulgeschichte (*Koch*) – Axel Koppetsch (Hg.): Bin kein Schriftsteller, sondern nur ein einfacher Sohn des Waldes. (*Pöppinghege*) – Margarete Niggemeyer: Lob der Schöpfung. Die Tier- und Pflanzenwelt im Hohen Dom zu Paderborn, (*Wittig*) – Gerhard Henkel: Das Dorf. Landleben in Deutschland – gestern und heute, (*Wittig*) – Ernesti, Jörg: Ferdinand von Fürstenberg (1626–1683). Geistiges Profil eines barocken Fürstbischofs (*Süßmann*) – Heinz Wiemann (Hg.): Geschichte der Dörfer Schlangen, Kohlstädt, Oesterholz und Haustenbeck, Bd. 1 und 2 (*Großevollmer*) – Budde, Gunilla/ Freist, Dagmar/ Günther-Arndt, Hilke (Hg.): Geschichte. Studium – Wissenschaft – Beruf, (*Venske*)

Autorenverzeichnis..... 105

Vereinsmitteilungen 107

Das Mahnmal für die Opfer des KZ Niederhagen-Wewelsburg. Ein Querschnitt durch seine ästhetische, geschichtspolitische, erinnerungskulturelle und raumsoziologische Bedeutung¹

von Stefanie Haupt

In seinem Buch *Formen des Erinnerns* beginnt der Judaist James E. Young mit den Worten: „Je weiter sich die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges von uns entfernen, desto näher rücken die Denkmäler.“² Die fast unüberschaubare Forschungsliteratur zum Thema Holocaust-Denkmäler³ und Erinnerungskultur⁴ scheint diese Aussage zu bekräftigen.

Aber wie steht es mit unserer „Nähe“ zu den Mahnmalen? Können wir die Monumente tatsächlich immer zuordnen und „lesen“? Oder sind sie uns nicht auch mit der Zeit (oder von vorneherein) fremd und kryptisch? Zeigt die Menge an Literatur zu diesem Thema nicht auch, dass wir uns immer wieder mit ihnen auseinandersetzen müssen um sie zu verstehen? Um sie über ihre Widmung hinaus lesen zu können, „wird die Textur von Holocaust-Denkmalern so ausgeweitet, daß auch die Zeit und der Ort ihres Entstehungsprozesses, ihre tatsächliche Errichtung unter bestimmten zeitgeschichtlichen und politischen Umständen, ihre fertige Form in einem öffentlichen Raum, ihre Position in der Konstellation der nationalen Erinnerung und ihre sich im Laufe der Zeit ständig erneuernden Existenzformen im Bewußtsein einer Gesellschaft [...] beinhaltet sind.“⁵

- ¹ Dieser Artikel entstand aus einer BA-Abschlussarbeit mit dem Titel „Das Mahnmal des ehemaligen KZ Niederhagen. Die verschiedenen Diskurse um die Denkmalpolitik in der BRD in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.“ im Sommersemester 2009 bei Prof. Dr. Eva-Maria Seng am UNESCO-Lehrstuhl für materielles und immaterielles Kulturerbe der Universität Paderborn. Für die freundliche Genehmigung der Bildnutzung danke ich dem Kreismuseum Wewelsburg und Ute Meurer von der Bezirksregierung Köln, Abteilung Geobasis NRW.
- ² YOUNG, James E.: *Formen des Erinnerns. Gedenkstätten des Holocaust*, (deutsche Erstausgabe) Wien 1997, S. 27.
- ³ Eine Auswahl: GRIESE, Kerstin: *Den Opfern gewidmet – auf die Zukunft gerichtet. Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus in Nordrhein-Westfalen*, Düsseldorf 1998; PUVOGEL, Ulrike, ENDLICH, Stefanie u.a. (Hg.): *Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation*, 2 Bde, ²Bonn 1996 und Bonn 1999; MEIER, Hans-Rudolf u. WOHLLEBEN, Marion (Hg.): *Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege*, Zürich 2000; SCHLUSCHE, Günter (Hg.): *Architektur der Erinnerung. NS-Verbrechen in der europäischen Gedenkkultur*, Berlin 2006.
- ⁴ In Auswahl: BORSODORF, Ulrich u. GRÜTTNER, Heinrich Theodor (Hg.): *Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum*, 1999 Frankfurt a. M.; LENZ, Claudia, SCHMIDT, Jens u. WROCHEM Oliver von (Hg.): *Erinnerungskulturen im Dialog. Europäische Perspektiven auf die NS-Vergangenheit*, Münster 2004; KNIGGE, Volkhard u. FREI, Norbert (Hg.): *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord*, 2005 Bonn; WELZER, Harald (Hg.): *Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis*, Frankfurt a. M. 2007.
- ⁵ YOUNG: *Formen des Erinnerns*, S. 45.

Der folgende Artikel soll sowohl die Geschichte des Monuments für die Opfer des Konzentrationslagers in Wewelsburg bei Paderborn nachzeichnen, als auch am regionalen Beispiel die verschiedenen Dimensionen eines Mahnmals aufzeigen, die für ein Verständnis seiner Entstehung, Wirkung und Bedeutung hilfreich sein können.



Abb. 1: Mahnmal für die Opfer des KZ Niederhagen-Wewelsburg, 22.08.2009, S. H.

1. Das Mahnmal und seine ästhetische Konzeption

Ein vorübergehender, unbeteiligter Spaziergänger würde den Ort des ehemaligen Appellplatzes und das Mahnmal zwischen den umliegenden Wohnhäusern in Wewelsburg wohl kaum als solches wahrnehmen: Auf einer Rasenfläche steht das flache, ca. 40 cm hohe, im Grundriss dreieckige Monument. Die gleichen Seiten des Betonrahmens sind jeweils 6,40 m lang, die von ihm eingeschlossenen 196 kleineren Dreiecke aus Naturstein mit Seitenlängen von jeweils 39 cm bilden mit ihren unterschiedlichen Höhen eine unebene Oberfläche. Dieser Eindruck wird zusätzlich durch den auf der Oberseite unbearbeiteten

Bruchstein verstärkt.⁶ Auf dem Rahmen sind drei Stahlplatten montiert, die in den Sprachen Deutsch, Englisch und Russisch die folgende Inschrift tragen:

„Dieses Dreieck ist dem Kennzeichen der KZ-Häftlinge nachgebildet. Am Ort des Appellplatzes des Konzentrationslagers Niederhagen erinnert es an die Opfer der SS-Gewalt in Wewelsburg von 1939 bis 1945.“

Den Entwurf für das Mahnmal erarbeiteten Kunststudenten der Universität Paderborn unter der Leitung des Professors für Kunst und Didaktik, Franz Billmeyer. Als Vorbild diente ein provisorisches Gedenkzeichen der Arbeitsgruppe *Gedenktag 2. April* – eine Initiative von Wewelsburger Jugendlichen. Sie organisierten am 2. April 1998 eine Gedenkfeier zum 53. Jahrestag der Befreiung des Restkommandos für die eine dreieckige Plastikplane mit weißem Zierkies auf dem Appellplatz ausgebreitet wurde. Hier konnten die Teilnehmer der Gedenkzeremonie, an der auch Überlebende des Lagers aus Deutschland, Frankreich, Polen, Belgien und den USA teilnahmen, 1285 weiße Tulpen – entsprechend der Opfer in Niederhagen – niederlegen.⁷ Nach diesem Gedenktag und den anschließenden Gesprächsrunden mit den Zeitzeugen begann mit dem Antrag auf ein dauerhaftes Monument eine öffentliche Debatte um den ehemaligen Appellplatz, die letztendlich zur Errichtung des Mahnmals und zu seiner Einweihung am 2. April 2000 führte.

Das Monument ist ein Versuch, dem Gedenken an die Opfer der NS-Verbrechen künstlerisch Ausdruck zu verleihen.

Denkmäler für die Opfer des NS-Terrors finden sich nicht nur an historischen Orten des Verbrechens, sondern häufig auch an anderen Plätzen, teilweise ohne direkt erkennbaren historischen Bezug, dafür aber an zentralen, öffentlichen Stellen. Beispiele dafür sind die *Neue Wache* oder das *Mahnmal für die ermordeten Juden in Europa* in Berlin.⁸ Nicht nur die Standorte, auch die Widmung und Trägerschaft unterscheiden sich hier von anderen Mahnmalen und schaffen somit eine andere Funktion und Wirkungsweise als Denkmäler an dezentral gelegenen ehemaligen KZ-Standorten. Ort, Zeitpunkt der Denkmalsetzung, Stifter und Widmung bestimmen die Realisierung und Wirkung eines Mahnmals.

⁶ JOHN-STUCKE, Kirsten: Das Mahnmal auf dem ehemaligen Appellplatz, in: Arbeitsgruppe Gedenktag 2. April (Hg.): *Erinnern statt Verdrängen. Gedenktag 2. April und das Mahnmal auf dem ehemaligen Appellplatz in Wewelsburg*, Paderborn 2000, S. 30–35, 32f.

⁷ EGGBRECHT, Frank: Die Arbeitsgruppe „Gedenktag 2. April“, in: Arbeitsgruppe Gedenktag 2. April (Hg.): *Erinnern statt Verdrängen. Gedenktag 2. April und das Mahnmal auf dem ehemaligen Appellplatz in Wewelsburg*, Paderborn 2000, S. 2–5, 2.

⁸ BUTTLAR, Florian von u. ENDLICH, Stefanie: Das Berliner Holocaust-Denkmal. Ablauf des Wettbewerbs und Stand der Diskussion, in: Akademie der Künste (Hg.): *Denkmale und kulturelles Gedächtnis nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation. Dokumentation der internationalen Fachtagung vom 18. bis 22. November 1998 in Berlin*, Berlin 2000, S. 305–328.

Der Standort

Der Appellplatz stellte den zentralen Punkt in allen Konzentrationslagern dar. Für die Insassen stand er am Anfang und am Ende eines immer gleichen Tagesablaufs. Hier wurden sämtliche Inhaftierte morgens und abends im Zählappell erfasst, zur Zwangsarbeit in die einzelnen Arbeitskommandos geschickt, und mit Kollektivstrafen belegt. Der Appellplatz war für die SS der zentrale Austragungsort einer „wohlkalkulierte[n] Inszenierung der Macht“,⁹ an dem die bürokratisch verwaltete Entmenschlichung derer, die nach nationalsozialistischen Maßstäben aus der „Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen waren, ihren Ausdruck fand. Neben Gebäuden wie dem Krematorium nahmen Überlebende und Hinterbliebene den Appellplatz als letzte Ruhestätte der Toten wahr¹⁰ und nach 1945 wurde er vielerorts zum zentralen Gedenkort und Fokus künstlerischer Umgestaltung.

In Wewelsburg blieb das Areal hingegen lange Zeit weitestgehend unberührt. Anfang der 1990er Jahre wurde Rasen eingesät und die ehemalige Lagerstraße sowie die Umrisslinien zweier Baracken mit Pflastersteinen markiert. Diese unscheinbare Kennzeichnung war jedoch für Besucher kaum zu entschlüsseln. Heute deutet das Wewelsburger Mahnmal auf die Bedeutung des historischen Ortes als ehemaliges KZ hin. Da es gleichzeitig in einer Wohn- und Gewerbesiedlung steht, führt es vor Augen, dass die Geschichte des Geländes nicht mit 1945 abschließt; in seinen Ausmaßen ist es somit ein Kompromiss zu den Interessen der Anwohner. Die geringe Höhe des dreieckigen Monuments kann dazu führen, dass es leicht übersehen wird; sie macht es aber auch sensibel für eine „teilnehmende“ Erinnerungskultur, die einen zweiten, genaueren Blick erfordert – und darüber hinaus einen ständig kurz gehaltenen Rasen. Ob eine lebendige Gedenktradition vorhanden ist, lässt sich also am Mahnmal und seiner Umgebung selbst ablesen, etwa wenn „kein Gras darüber wächst“. Die Wahl des Ortes für die Denkmalsetzung ist somit gleich in mehrfacher Hinsicht bedeutsam.

Das Dreieck

Die Form des Dreiecks wurde von der Arbeitsgruppe *Gedenktag 2. April* verbindlich vorgegeben. Sie ist an die Häftlingswinkel angelehnt, die als Zeichen der von der SS vorgenommenen Kategorisierung in Häftlingsgruppen dienten. Die unterschiedlich farbigen Stoff-Dreiecke wurden auf den einheitlichen Jacken angebracht. Versehen mit der Häftlingsnummer dienten sie im KZ-System als Substitut für Name und Identität der Häftlinge und wurden so zum Bestandteil eines bewusst herbeigeführten Prozesses der Entmenschlichung. Da das Dreieck im Lager jedoch über die Grenzen der Gruppierungen

⁹ SOFSKY, Wolfgang: Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager, Frankfurt a. M. 2002, S. 90.

¹⁰ KNIGGE, Volkhard: Gedenkstätten und Museen, in: Ders. u. FREI, Norbert (Hg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, Bonn 2005, S. 378–389, 380.

hinaus *jeden* Häftling kennzeichnete, ist es in der Konzeption des Mahnmals als vereinendes Moment zu verstehen.

Schon früh bildete sich das Dreieck in der Erinnerung der Überlebenden als Teil des Repertoires einer „Lager-Ikonographie“ heraus.¹¹ Das Symbol wurde in der Folgezeit von Bildhauern und anderen bildenden Künstlern auf der Suche nach einer neuen Formsprache für Mahnmale der NS-Verbrechen aufgegriffen und vielfältig rezipiert, so z. B. in Buchenwald für ein Denkmal auf dem Friedhof in Weimar für einige im Wald verscharrte Tote (1948),¹² in Auschwitz (1967) oder in mehreren der 17 Mahnmale verschiedener Nationen in Mauthausen (1949-1986). Mahnmale wie die 1961 errichtete 40 m hohe Stele des Künstlers René Graetz mit 18 roten Winkeln¹³ in der Gedenkstätte Sachsenhausen belegen allerdings, dass das Gedenken an die Opfer höchst selektiv begangen und für politisch-ideologische Zwecke inszeniert wurde. Noch konkreter zeigte Fritz Cremer anhand figürlicher Darstellungen in Buchenwald den Charakter des Denkmals für den „antifaschistischen Widerstand“ als Teil der Konstruktion eines Selbstbildes des sozialistischen Staates.¹⁴

In Wewelsburg wurde hingegen die Farbgebung des Dreiecks durch den Naturstein bestimmt und somit von einem Zitat der von der SS herbeigeführten farblichen Kennzeichnungen abgesehen. Darüber hinaus soll eine individuelle Komponente durch die kleinen Dreiecke mit ihren unterschiedlichen Höhen und rauen Oberflächen erreicht und der gemeinsamen Form des großen Dreiecks entgegengesetzt werden. Die raue Bruchstein-Oberfläche, die sich durch klimatische Einflüsse verändert und verfärbt, soll die Wirkung einer gleichförmigen Ordnung brechen: „Die Individualität jedes einzelnen Menschen und die Härte und Brutalität der Inhaftierung sollen durch die bruchraue Oberfläche der Dreiecke und durch die Höhenunterschiede innerhalb des Mahnmals verdeutlicht werden.“¹⁵ Der Effekt einer Verfärbung des Natursteins ist demnach erwünscht, um das Mahnmal nicht starr und unveränderbar erscheinen zu lassen und um zu symbolisieren, dass sich die Erinnerung wie das Monument selbst durch die Zeit hindurch verändert.

¹¹ KNIGGE: Vom Reden und Schweigen der Steine. Zu Denkmälern auf dem Gelände ehemaliger nationalsozialistischer Konzentrations- und Vernichtungslager, in: ERDLE, Birgit u. WEIGEL, Sigrid (Hg.), Fünfzig Jahre danach. Zur Nachkriegsgeschichte des Nationalsozialismus, Zürich 1996, S. 193–234, 203.

¹² Ebd. S. 200.

¹³ Rote Winkel trugen die „politischen Häftlinge“, also in erster Linie Angehörige der sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien.

¹⁴ REICHEL, Peter: Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, Frankfurt a. M. 1999, S. 83f.

¹⁵ Entwurf für ein Mahnmal in Wewelsburg von Ira Bruszauskas, Heike Kolbus, Gunhild Möller, Carsten Nummert, Alexandra Schmitz. Ordner 58-2 III, Kreismuseum Wewelsburg (KMW).

Die Form

Insgesamt hebt sich das Dreieck von der traditionellen Formgestaltung der europäischen Memorialkultur bis 1945 (Obelisken, Stelen, Kenotaphe, usw.) ab. Hier spiegelt sich die Notwendigkeit einer neuen Formensprache nach dem Zivilisationsbruch wider. Angesichts der unvorstellbaren Verbrechen der NS-Diktatur erschienen traditionelle Denkmalsformen ungeeignet, um den Opfern angemessen zu gedenken. Dennoch wurde in vielen Gedenkstätten zunächst auf die bewährte Formensprache des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zurück gegriffen: Stelen wie in Neuengamme, Kenotaphe wie auf dem Appellplatz von Mauthausen oder Obelisken wie bereits 1946 in Bergen-Belsen und 1945 in Stukenbrock-Senne waren häufig rezipierte Formen der Memorialkultur. Auch pauschalisierende christliche Ikonographie fand Eingang in die Gestaltung der Mahnmale für die Zeit des Nationalsozialismus.¹⁶ Erst mit einer langsam einsetzenden Sensibilisierung für die Bedeutung dieser Monumente im kollektiven Gedächtnis wurden die alten Formen hinterfragt und neue Konzepte entwickelt.

Ein Beispiel hierfür ist das *Mahnmal gegen Faschismus, Krieg, Gewalt – für Frieden und Menschenrechte* des Künstlerpaares Esther Shalev-Gerz und Jochen Gerz in Hamburg-Harburg von 1986:¹⁷ Eine Stele aus Blei, die in regelmäßigen Abständen nach und nach in den Boden versenkt wurde. Das weiche Material ließ bis zum kompletten Verschwinden in den Boden Einschreibungen auf der Oberfläche zu und ermöglichte es Interessierten auf der Stele zu (unter-)schreiben und das Monument und seine Aussage damit zu kommentieren.

Ebenfalls in den Boden eingelassen ist Micha Ullmans *Denkmal zur Erinnerung an die Bücherverbrennung* am 10. Mai 1933 auf dem heutigen Bebelplatz in Berlin von 1995. Es ist ein quadratischer Raum mit leeren Bücherregalen – eine Leerstelle, die den verbrannten Schriften und ihren vom NS-Staat geächteten Autoren gewidmet ist.¹⁸

Die Idee des unsichtbaren, flüchtigen (ephemereren) Denkmals stellt sich der Formensprache traditioneller Memorialkultur entgegen und versucht, den Betrachter als denjenigen, auf den das Monument letztlich einwirken soll, stärker zu fordern. Offenbar hat dieser Gedanke auch zwei nicht realisierte Entwürfe für das Wewelsburger Denkmal inspiriert, die ein halb in den Boden versenktes bzw. ein komplett unterirdisches Dreieck vorsahen.¹⁹

Das Material

Die Vorschläge für die verwendeten Materialien entsprachen in allen vier Entwürfen den Vorgaben der Arbeitsgruppe *Gedenktage 2. April*. Es wurde die Sorte Kalkstein eingesetzt,

¹⁶ REICHEL: Politik mit der Erinnerung, S. 87.

¹⁷ KÖNNECKE, Achim (Hg.): Jochen Gerz und Esther Shalev-Gerz. Das Harburger Mahnmal gegen Faschismus, Ostfildern-Ruit 1994.

¹⁸ SCHLUSCHE: Architektur der Erinnerung, S. 130.

¹⁹ JOHN-STUCKE: Das Mahnmal auf dem ehemaligen Appellplatz, S. 32.

die die Häftlinge von Niederhagen während ihrer Haftzeit für den Bau an der Dreiecksburg und den dazugehörigen Gebäuden aus den örtlichen Steinbrüchen gewannen. Somit sollte im Monument eine Verbindung zur spezifischen historischen Situation des KZ geschaffen werden. Die Firma Stelbrink im Nachbarort Niederntudorf wurde mit der Bearbeitung des Tudorfer Kalksteins beauftragt.

Aber warum sollte man ein Mahnmahl für die Opfer material-ikonographisch an jene SS-Gebäude anlehnen, durch deren Aufbau die Häftlinge rücksichtslos zur Zwangsarbeit herangezogen wurden? Werden die Opfer und ihre Leiden nicht durch die Verwendung von Material verhöhnt, das der SS zur Veranschaulichung ihrer Ideologie vom „Herrenmenschen“ und der „rassischen Elite“ diente?

Der Naturstein wurde im Nationalsozialismus ideologisch aufgeladen und mit Charakteristika des Erhabenen, der Dauerhaftigkeit, Bodenständigkeit, und Verbundenheit mit der Natur belegt.²⁰ Kalk-, Sandstein und Granit galten als „urdeutsches“ Gestein. Die Deutsche Arbeitsfront (DAF) überhöhte das dazugehörige Handwerk des Steinmetz und machte es für NS-ideologische Zwecke nutzbar: „Es gehört ein ganzer Kerl dazu, diesem Gestein, das oft sehr hart, zäh und widerstandsfähig ist, eine lebendige Ausdrucksform abzurufen. Deutsche Art und deutsches Wesen vermag nur der im Naturstein zu versinnbildlichen, der blutsmäßig im Deutschtum verwurzelt ist.“²¹ Dass allerdings für Großprojekte wie dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg, an dem die Verzahnung von Architektur und nationalsozialistischen Axiomen wie „Führerkult“ und „Volksgemeinschaft“ besonders deutlich werden, die Arbeitskraft von KZ-Häftlingen aus Mauthausen oder Flossenbürg rücksichtslos ausgebeutet wurde, wird in dieser Denkfigur nicht berücksichtigt.

Im Fall des Ausbaus der Wewelsburg mögen auch pragmatische Gründe für den örtlichen Kalkstein vorgelegen haben. Immerhin ist das Gebäude kein ursprünglicher NS-Bau²² und so muss die Wahl des Materials durch den Architekten Hermann Bartels im Zusammenhang mit der bereits seit dem 17. Jahrhundert vorhandenen Bausubstanz gesehen werden. Dennoch kann gerade anhand der Ausgestaltung der „Gruft“ im Nordturm (die in Anlehnung an ein mykenisches Kuppelgrab im Stil des Schatzhauses des Atreus²³ gestaltet wurde) oder der mit Tudorfer Kalkstein und Anröchter Dolomit ausgestattete

²⁰ FUHRMEISTER, Christian: Beton, Klinker, Granit – Material, Macht, Politik, Berlin 2001, S. 113.

²¹ DAF 1937 über das „Berufsbild des Steinmetzen und Steinbildhauers“ zitiert in: ebd., S. 268

²² BREBECK, Wulff E.: Die Wewelsburg. Geschichte und Bauwerk im Überblick, Berlin / München 2005.

²³ Detlef HOFFMANN in seinem Vortrag „Museologische und historische Aspekte der Darstellung von Tätern und Opfern in Gedenkstätten“ am 24.06.2011 anlässlich des 55. bundesweiten Gedenkstättenseminars in Wewelsburg.

„Obergruppenführer-Saal“, gezeigt werden, wie auch in Wewelsburg die Architektur und der regionale Stein in den Dienst der Weltanschauung gestellt werden sollten.²⁴

Im veränderten Kontext auf dem ehemaligen Appellplatz entlarvt die Verwendung des örtlichen Natursteins für das Mahnmal hingegen die „doppelgesichtige Struktur des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, die sich im KZ manifestiert“²⁵ und deckt die Realität hinter der Naturstein-Ideologie auf, indem sie im Material das Leiden und Sterben der Häftlinge – gerade derer, die den Arbeitskommandos im Steinbruch zugeteilt waren – widerspiegelt. Hinzu tritt der Betonrahmen, der die Kalkstein-Dreiecke umfasst und durch seine künstlich gegossene Form das KZ als Gefängnis für seine Inhaftierten symbolisieren soll.

Mit den Stahlleisten kommt noch ein drittes Material hinzu. Das widerstandsfähige Metall trägt an drei Seiten auf den Rahmen montiert den Widmungstext. Er bezeichnet die Ereignisse am historischen Ort, ist weder verallgemeinernd noch emotionalisierend und gibt dem Betrachter somit keine konkrete Richtung für ein Gedenken vor. Die drei Sprachen sind so gewählt, dass möglichst viele Besucher die Inschrift verstehen können. Da die sowjetischen Kriegsgefangenen die größte Opfergruppe in Niederhagen darstellen, entschied man sich neben der englischen und deutschen außerdem für eine russische Inschrift.²⁶

Nachdem es zunächst um die Form des Mahnmals ging, sollen nun seine Funktion und das dahinter stehende historische Ereignis thematisiert werden.

2. Die Entstehung und Entwicklung eines Konzentrationslagers in Wewelsburg

Am 29. September 1934 vermietete der Kreis Büren das Renaissance-Schloss Wewelsburg an die Schutzstaffeln (SS) der NSDAP für einen Zeitraum von hundert Jahren und zu einem symbolischen Mietpreis von jährlich einer Reichsmark.²⁷ Heinrich Himmler, der Reichsführer-SS, sah zunächst die Errichtung eines weltanschaulichen Schulungsortes für Mitglieder der Schutzstaffel vor; in der Folgezeit jedoch steigerten sich seine Pläne: Die ehemalige Sommerresidenz der Paderborner Fürstbischöfe sollte in ein ideologisches Zentrum seines „nationalsozialistische[n], soldatische[n] Orden[s] nordisch bestimmter Männer“²⁸ verwandelt werden und zwar an einem angeblich wirkmächtigen Ort, dem

²⁴ Zumal der geographische Standort des beschworenen zukünftigen Zentrums der SS-Ideologie bereits pseudo-historisch legitimiert wurde. Vgl. HÜSER, Karl: Wewelsburg 1933–1945. Kult- und Terrorstätte der SS, Paderborn ²1987, S. 14–17.

²⁵ FUHRMEISTER: Beton, Klinker, Granit, S. 113.

²⁶ Wobei hier angesichts der ethnischen Heterogenität der sowjetischen Kriegsgefangenen darauf hingewiesen werden muss, dass Russisch nicht immer auch ihre Muttersprache sein musste.

²⁷ Abschrift des Mietvertrages in: HÜSER: Wewelsburg, S. 182–187.

²⁸ Heinrich Himmler, Die Schutzstaffel als antibolschewistische Kampforganisation, München 1936, zitiert in: MOORS, Markus: Das „Reichshaus der SS-Gruppenführer“. Himmlers Pläne und Absichten

„Kernland Germaniens“.²⁹ Die Realisierung des Umbaus der Wewelsburg wurde von 1934 bis 1939 durch den Reichsarbeitsdienst (RAD) ausgeführt. In dieser Zeit wurde das Projekt mit öffentlichen Geldern und privaten Spenden finanziert.³⁰ 1936 gründete Himmler die *Gesellschaft zur Förderung und Pflege deutscher Kulturdenkmäler e.V.*, die daraufhin als Trägerin des Bauprojektes fungierte und so für die SS finanzielle Autonomie von der Partei gewährleistete. Nach dem Abzug des RAD-Lagers wurden KZ-Häftlinge für den weiteren Ausbau herangezogen.

Das Konzentrationslager in Wewelsburg

Im Mai 1939 traf das erste Arbeitskommando aus dem KZ Sachsenhausen zusammen mit ca. 50 Wachleuten in Wewelsburg ein. Die etwa 100 Gefangenen wurden zunächst in einem großen, mit Stacheldraht umzäunten Zelt im Finneckestal direkt unterhalb des Burgberges untergebracht.³¹ Dieses Zeltlager wurde nach wenigen Monaten durch ein neues Lager mit drei Baracken und zwei Wachtürmen auf einer Anhöhe gegenüber der Dreiecksburg ersetzt.

Ab Februar 1940 wurden weitere Arbeitskommandos nach Wewelsburg verlegt. Sie arbeiteten an verschiedenen Einsatzorten in und an der Burg sowie im angrenzenden Dorf. Trotz kriegsbedingter Bausperren 1939/40 wurde das Projekt Wewelsburg nicht eingestellt:

„Ich [Hermann Bartels, leitender Architekt] möchte bei dieser Gelegenheit nochmals darauf hinweisen, daß durch das Bauvorhaben Wewelsburg weder zusätzliche Rohstoffe noch Arbeitskräfte dem Baumarkt entzogen werden. Es werden nur die Bauten fortgeführt, die bereits bei Verhängung der Bausperre vorgesehen waren. Für diese Bauten war das Material im wesentlichen bereits beschafft. Arbeitskräfte werden dem Baumarkt kaum entzogen, da KZ-Häftlinge, die sonst keine Beschäftigung haben würden, eingesetzt sind.“³²

Im Sommer 1940 wechselte das Lager noch ein letztes Mal den Standort in die Gemarkung Niederhagen am Rand des Dorfes. Der Kommandant Adolf Haas sorgte für eine lagertypische Organisationsstruktur, gegliedert in fünf Abteilungen: Kommandantur, Politische Abteilung, Schutzhaftlager, Verwaltung und Lagerarzt³³ und am 1. September

in Wewelsburg, in: SCHULTE, Jan Erik (Hg.): Die SS, Heinrich Himmler und die Wewelsburg, Paderborn 2009, S. 161–179, 173.

²⁹ MOORS: Das „Reichshaus der SS-Gruppenführer“, S. 171.

³⁰ Vgl. abgedruckte Dokumente zur Erwirkung von Geldmitteln in: HÜSER: Wewelsburg, S. 164–173.

³¹ JOHN, Kirsten: „Mein Vater wird gesucht...“. Häftlinge des Konzentrationslagers in Wewelsburg, Essen ³1998, S. 33.

³² Antrag des SS-Hauptamtes Verwaltung und Wirtschaft auf Freistellung von der Bausperre am 23. Juli 1940, abgedruckt in: HÜSER: Wewelsburg, S. 242.

³³ HÜSER: Wewelsburg, S. 83f.

1941 erfolgte die Ernennung zum selbstständigen Konzentrationslager mit dem nun verbindlichen Namen „KL Niederhagen“. Als eines der kleinsten eigenständigen Konzentrationslager innerhalb der damaligen Reichsgrenzen bildete es in der Brutalität beim täglichen Umgang mit den Menschen, den Strafanwendungen und der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft bis hin zu ihrer psychischen und physischen Vernichtung ein Abbild der großen Konzentrationslager.³⁴



Abb. 2: Luftbild des KZ, 22.02.1945, Ausschnitt © National Collection of Aerial Photography (NCAP, aerial.rcahms.gov.uk) Sortie: 46130, Photo: 4039

Bis zur Auflösung des KZ im April 1943 bestand der Lagerkomplex im Wesentlichen aus den Bereichen des Häftlingslagers, dem Industriebhof und dem SS-Lager. Die ersten beiden Komplexe bildeten das Kernstück auf einem rautenförmigen Areal (Abb. 2), das von einem 2,5 m hohen, elektrisch geladenen Stacheldraht umgeben war; beide Bereiche waren nochmals voneinander getrennt. Nach Innen war der Zaun im Bereich des Häftlingslagers zusätzlich mit Stolperdraht gesichert, er sollte „nicht so sehr etwaige Ausbruchversuche verhindern, sondern vielmehr den Häftlingen die Möglichkeit nehmen [...], ihrem Leben selbst ein Ende zu setzen. Die Entscheidung über Tod und Leben behielt

³⁴ Ebd., S. 94.

sich die SS vor.“³⁵ In dem Bereich des Häftlingslagers befanden sich Häftlingsküche, Häftlingskammer, zwei Baracken für das sogenannte Krankenrevier und mehrere Wohnblocks. Im Hof des Arrestgebäudes, das zusätzlich von einer Mauer umschlossen war, befand sich ein Galgen für Exekutionen.³⁶ Strukturiert wurde der Bereich des Häftlingslagers durch den zentral angelegten Appellplatz und die Lagerstraße, die eine Flucht bildete mit dem steinernen Eingangstor und der Schleuse durch die Umzäunung. Sie wurde nur von einem aus Versicherungsgründen offiziell notwendigen Feuerlöschteich unterbrochen, der sich genau zwischen zwei Baracken befand und über den eine hölzerne Brücke führte.³⁷ Der geometrische Aufbau des Häftlingslagers ermöglichte SS-Wachposten einen guten Einblick von allen erhöhten Punkten (Eingangstor und Wachtürmen) aus und war Ausdruck der absoluten Kontrolle der SS über die Insassen. Der Industriebhof bestand aus einer Werkstatt, einem Munitionsbunker, einer Wäscherei, einem Maschinenhaus und SS-Garagen, einem Leichenhaus, dem Krematorium sowie Pferde- und Schweineställen. Dem Häftlingslager vorangestellt waren SS-Baracken, die u.a. auch die Verwaltung und Diensträume der Lagerführung beinhalteten. Diesen Baracken gegenüber, durch eine Straße getrennt, befand sich zuletzt das SS-Lager mit weiteren Funktionsbaracken. Geplant waren auch SS-Blocks und ein Wirtschaftsgebäude, die jedoch nicht fertiggestellt wurden.

Die Kriegssituation im Frühjahr 1943 führte zur Einstellung der gesamten Bauarbeiten für das Projekt Wewelsburg. Das selbstständige KZ Niederhagen wurde Ende April / Anfang Mai 1943 aufgelöst.³⁸ Ein Außenkommando von 49 Häftlingen verblieb unter der Verwaltung des KZ Buchenwald in Wewelsburg. Alle anderen Insassen wurden in die Lager Ravensbrück, Bergen-Belsen, Dachau, und Buchenwald verlegt. Das Restkommando, das fast ausschließlich aus Zeugen Jehovas bestand, verkleinerte sich in der Folgezeit noch auf 42 Personen. Die Häftlinge zogen in die Werkstattbaracke des Industriebhofes um, wo sie bis zur Befreiung im April 1945 blieben.

Das Lagergelände 1943–1945

Das restliche Areal des Lagerkomplexes blieb aber keinesfalls ungenutzt. Im Oktober 1943 wurde hier ein Umsiedlungslager der Volksdeutschen Mittelstelle (VoMi) zunächst in den Baracken des SS-Lagers, ein Jahr später im ehemaligen Häftlingslager eingerichtet. Die Insassen waren Frauen, Kinder und ältere Männer aus Jugoslawien, Polen, der Ukraine und Russland, die nach Ansicht des Rasse- und Siedlungshauptamtes der SS als so-

³⁵ BREBECK, Wulff E., HÜSER, Karl, u. JOHN-STUCKE, Kisten: Die Wewelsburg 1933–1945. SS-Größenwahn und KZ-Terror, Münster. 2007, S. 52.

³⁶ 56 Opfer der Gestapo Westfalen / Lippe sind nachweislich in Wewelsburg hingerichtet worden. Vgl. BREBECK, HÜSER, JOHN-STUCKE: Wewelsburg, S. 97; JOHN: „Mein Vater wird gesucht...“, S. 99ff.

³⁷ JOHN: „Mein Vater wird gesucht...“, S. 60.

³⁸ Ebd., S. 121.

nannte Volksdeutsche, im NS-Jargon als „wiedereindeutschungsfähig“ beurteilt wurden.³⁹ 1200 bis 2000 Personen verbrachten auf Anordnung der SS daher die Zeit bis zum Ende des Krieges in Wewelsburg. Teilweise dienten dem VoMi-Lager die vorhandenen Gebäude in ihren ursprünglichen Funktionen, so z. B. das Torhaus oder die ehemalige Häftlingsküche. Der Alltag im Umsiedlungslager war von Entbehrungen, Überwachung und Fremdbestimmung geprägt. Zeitzeugen berichteten auch häufig von Gewaltanwendungen durch die Lagerleitung.⁴⁰

Die Nutzung der Räumlichkeiten des ehemaligen KZ Niederhagen wurde sogar noch weiter ausgedehnt. Im Januar 1944 wurden einige Baracken des SS-Lagers von Jugendlichen eines Wehrrerüchtigungslagers bezogen. Sie sollten hier für den Kriegsdienst geschult werden. Zusätzlich wurden zur Jahreswende 1944/45 ausgebombte Familien aus dem Ruhrgebiet im Umsiedlungslager einquartiert.⁴¹

Das Lagergelände nach Kriegsende

Auch nach der Befreiung des Restkommandos durch US-amerikanische Soldaten am 2. April 1945 wurde das Lagergelände nicht sofort verlassen, sondern im Gegenteil kontinuierlich weiter genutzt. Die Alliierten wandelten das Lager für ca. ein Jahr zu einem sogenannten Displaced Persons (DP) Camp um, in dem vor allem ehemalige Zwangsarbeiter untergebracht und später in ihre Heimat zurückgeschickt wurden. Zu den DPs und Evakuierten kam noch eine große Zahl Flüchtlinge aus den Ostgebieten.

Die demütigende Situation für jene unfreiwillig in Wewelsburg verbleibenden Menschen wurde noch dadurch verstärkt, dass die Ortsansässigen sich teils heftig gegen eine Unterbringung der Fremden in ihre Häuser wehrten.⁴² Sie befürchteten eine Überfremdung ihres Dorfes und grenzten das Lagergelände massiv vom Dorfleben ab:

„Die im Laufe der Jahre wechselnden, von den Einheimischen in keinem Fall gut geheißenen Funktionen dieses Lagers führten zu einem verstärkten Bemühen um dessen Beseitigung. Da unter den dort eingewiesenen Vertriebenen auch ein nicht geringer Teil von Angehörigen der Unterschicht war, die später zu einem großen Teil dort angesiedelt wurden, trug dies zu einer Stigmatisierung dieses Ortsteils über die Existenz des Barackenlagers hinaus bei.“⁴³

³⁹ ELLERMANN, Norbert: Erfahrungen im Umsiedlungslager der Volksdeutschen Mittelstelle in Wewelsburg 1943–1945, in: SCHULTE, Jan Erik (Hg.): Die SS, Heinrich Himmler und die Wewelsburg, Paderborn 2009, S. 267–316, 299.

⁴⁰ Ebd., S. 308.

⁴¹ Ebd., S. 309f.

⁴² LÜTTIG, Andreas: Fremde im Dorf. Flüchtlingsintegration im westfälischen Wewelsburg 1945–1958, Essen 1993, S. 55.

⁴³ Ebd., S. 126.

1952 gelangte das Gelände des ehemaligen KZ wieder in Besitz der Gemeinde, nachdem es als Ankauf der SS-Gründung *Gesellschaft zur Förderung und Pflege deutscher Kulturdenkmäler e.V.* seit Kriegsende vom *Allgemeinen Organisationsausschuss* in Celle verwaltet worden war. Allerdings musste das Dorf ca. 20.000 DM zahlen, da die von der SS errichteten Baracken und anderen Gebäude als Wertsteigerung des Geländes angerechnet wurden.⁴⁴ Die Zahlung einer so hohen Summe für ein Areal, über dessen Nutzung die Gemeinde nicht frei entscheiden konnte und das obendrein noch derartig stigmatisiert war, löste Verbitterung bei vielen Dorfbewohnern aus.

Aber nicht nur die Wewelsburger hatten großes Interesse daran, die Spuren der NS-Zeit zu tilgen. Nachdem der wirtschaftliche Aufschwung auch den ehemaligen Flüchtlingen, die vor Ort geblieben waren, eine finanzielle Verbesserung gebracht hatte, waren auch sie bemüht, die materiellen Überreste ihrer von Schmach und Entbehrungen gekennzeichneten Zeit in Wewelsburg zu entfernen und mit neuen Wohnhäusern ihren erworbenen Status zu präsentieren. Zuletzt wurden im Jahr 1967 Baracken des alten Lagers abgerissen, es entstand nach und nach eine Wohn- und Gewerbesiedlung.

3. Öffentliche, politische Debatten um ein Zeichen des Gedenkens

Öffentliche Auseinandersetzungen mit der NS-Vergangenheit in Wewelsburg gab es von der frühen Nachkriegszeit bis in die 1990er Jahre immer wieder. Den Beginn machte am 4. Mai 1945 das vom US-Militär angeordnete „Sühnebegräbnis“. Fünfzehn Opfer der Gestapo, die in den letzten Kriegstagen in der Nähe des Schießstandes erschossen und verscharrt wurden,⁴⁵ sollten im Beisein der Dorfbevölkerung exhumiert und auf dem Gemeindefriedhof beigesetzt werden. Alle Anwesenden mussten vorher an den offenen Särgen vorbeigehen. Dies war ein Schlüsselerlebnis, das die Dorfgemeinde in ihrer empfundenen Opferrolle bestätigte und den späteren Umgang mit der Mahnmalsdebatte in Wewelsburg entscheidend prägte.⁴⁶

Nach der Befreiung der Konzentrationslager in Deutschland organisierten die Alliierten öffentliche Begehungen, um der deutschen Bevölkerung die NS-Verbrechen vor Augen zu führen. In Buchenwald führten beispielsweise Überlebende die Weimarer Bevölkerung durch das Lagergelände, gaben Auskunft über ihren Lageralltag indem sie selbst angefertigte Zeichnungen und Folterinstrumente zeigten und reinszenierten den Lageralltag sogar an originalen Schauplätzen mit Puppen oder Leichen der nachträglich an Krank-

⁴⁴ Ebd., S. 116f.

⁴⁵ Ihre Identität ist bis heute nicht vollständig geklärt. Es soll sich um sowjetische und polnische Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter aus Paderborn gehandelt haben. Vgl. BREBECK, Wulff E.: Entstehung und Beseitigung von Mahnzeichen in Wewelsburg seit 1945. Zur konflikthaften Geschichte des öffentlichen Gedenkens an die KZ-Opfer, in: SCHULTE, Jan Erik (Hg.): Die SS, Heinrich Himmler und die Wewelsburg, Paderborn 2009, S. 470–487, hier: S. 471.

⁴⁶ Ebd., S. 472.

heiten oder Hunger und Erschöpfung gestorbenen Häftlinge.⁴⁷ Aus diesen teils sehr drastischen Maßnahmen wird ersichtlich, wie sich sowohl Alliierte als auch Überlebende schon kurz nach Kriegsende bemühten, die NS-Verbrechen zu dokumentieren und Spuren zu sichern, um sie der Öffentlichkeit vor Augen zu führen, einem Vergessen oder sogar Leugnen entgegen zu wirken und eine spätere juristische Aufarbeitung zu ermöglichen.

Darüber hinaus waren es die Überlebenden, die als erste z. B. in Majdanek mit Mahnmalsetzungen vor Ort an die Verstorbenen erinnern und gedenken wollten.⁴⁸ Dass das Restkommando nach der Befreiung in Wewelsburg am 2. April ein Mahnmal errichtete, ist unwahrscheinlich. Zwar wurde im Sommer 1945 für eine unbekannte Zeit ein Holzkreuz vor dem Lagertor errichtet – allerdings nicht auf Initiative der Häftlinge. In keinem der späteren Zeitzeugeninterviews mit einigen Angehörigen des Restkommandos wird eine Mahnmalsetzung erwähnt, zumal Zeugen Jehovas das Kreuz als Symbol für ihren Glauben ablehnen und die beiden politischen Häftlinge wahrscheinlich eine andere Symbolik als die christliche vorgezogen hätten.⁴⁹ Da die Wewelsburger Bevölkerung unmittelbar nach Kriegsende, wie auch später noch, von sich aus ein Mahnmal ablehnte, könnte das hölzerne Kreuz auf Weisung der Militärs oder von Personen aus dem DP-Camp aufgestellt worden sein.

Genau wie in anderen Teilen Westdeutschlands wurde auch von der Wewelsburger Dorfgemeinschaft das Leid der NS-Opfer verdrängt zugunsten einer Erinnerung an die Toten der eigenen Familien. Überall entstanden Gefallenen-Denkmale wie 1959 in Wewelsburg. Sie erhielten nicht mehr den Duktus eines soldatischen Heldentodes wie es noch nach dem Ersten Weltkrieg der Fall war, sondern waren größtenteils der christlichen Ikonografie entlehnt.⁵⁰ Gleichzeitig wurde von Seiten der Bevölkerung eine schnelle Beseitigung aller äußeren Spuren der NS-Diktatur angestrebt, so auch in Wewelsburg. Während das ehemalige KZ-Gelände im Niederhagen weiterhin als Flüchtlingslager funktionierte – also keine Normalisierung der Situation in den Augen der Dorfgemeinde erfolgte – wurde noch vor einer amtlichen Rückübertragung der schwer beschädigten Wewelsburg an den Kreis Büren im Jahr 1951 mit ihrem Wiederaufbau begonnen. Bereits am 1. Mai 1950 wurde die Jugendherberge wieder eröffnet. Die schnelle Wiederherstellung des Gebäudes und seiner Funktionen aus der Zeit vor 1933 verdeutlichen den starken Wunsch nach einer Rückkehr in die „alten Verhältnisse“ im Dorf.⁵¹

⁴⁷ KNIGGE: Gedenkstätten und Museen, S. 379; Ders.: Vom Reden und Schweigen der Steine, S. 201f.; MILTON, Sybil: Kunst als historisches Quellenmaterial in Gedenkstätten und Museen, in: BREBECK, Wulff E. u.a. (Hg.): Über-Lebens-Mittel. Kunst aus Konzentrationslagern und in Gedenkstätten für Opfer des Nationalsozialismus, Marburg 1992, S. 44–63, 44.

⁴⁸ REICHEL: Politik mit der Erinnerung, S. 80.

⁴⁹ BREBECK: Entstehung und Beseitigung von Mahnzeichen, S. 473.

⁵⁰ REICHEL: Politik mit der Erinnerung, S. 87.

⁵¹ BREBECK: Erhaltung oder Zerstörung von NS-Bauten? Historisches Bewußtsein und politische Prozesse, dargestellt am Beispiel der SS-Kult- und Terrorstätte Wewelsburg, in: KLUEITING,

Eine Ausnahme – gleich in zweierlei Hinsicht – stellte hingegen der im selben Jahr präsentierte Gemälde-Zyklus von Josef Glahe in der „Gruft“ des Nordturms dar. Auf Anregung des ehemaligen Landrates Dr. Aloys Vogels⁵² gab der *Verein zur Erhaltung der Wewelsburg* zehn Gemälde bei dem Bürener Künstler in Auftrag. Im kubistischen und expressionistischen Stil zeigten sie verschiedene Aspekte des Nazi-Terrors. Die großformatigen Ölgemälde bildeten sowohl Kriegsgräuel und Bombenterror als auch KZ-Verbrechen ab. In den Motiven fanden sich mit dem zerbombten Paderborn und der zerstörten Wewelsburg zwei lokale Bezüge wieder. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesem Projekt um das früheste, auf bürgerschaftliche Initiative errichtete Mahnmahl der Bundesrepublik außerhalb eines Friedhofs.⁵³ Vogels' Versuch zur Errichtung einer „politischen Schulungsstätte in echt demokratischem Sinne“ und einem „Nazimahnmal für ganz Nordrhein-Westfalen“⁵⁴ blieb die bemerkenswerte Ausnahme in einem gesellschaftlichen Klima, das ansonsten von dem Wunsch geprägt war, die jüngste Vergangenheit hinter sich zu lassen.

Die Gruft mit den Gemälden war Besuchern nicht permanent zugänglich und stellte somit auch kein öffentliches Mahnmahl im Sinne seiner eigentlichen Funktion dar. Der Versuch wurde von der Bevölkerung auch nicht akzeptiert und folglich etablierte sich auch keine feste Erinnerungstradition vor Ort. Eine Besucherbeschwerde über die Darstellung nackter KZ-Opfer auf einem der Gemälde wurde zum Anlass genommen, das Denkmal zunächst teilweise zu demontieren und 1973 schließlich komplett zu entfernen.⁵⁵

Ansonsten beschränkte sich das öffentliche Gedenken in den 1950er Jahren in Wewelsburg genau wie in der gesamten jungen Bundesrepublik auf die gefallenen Soldaten und zivilen Opfer – so beispielsweise im vier Kilometer entfernten Böddecken mit der Einweihung des Soldatenfriedhofes im „Tal des Friedens“ 1953.

„Manchen erschien es dringlicher, und gewiß war es unverfänglicher, die Toten mit Erinnerungsmalen zu ehren, die durch die vormaligen deutschen

Edeltraut (Hg.): *Denkmalpflege und Architektur in Westfalen 1933–1945*, Münster 1995, S. 111–135, 127f.

⁵² Vogels war zwischen 1920 und 1925 Landrat im Kreis Büren und bekleidete nach dem Krieg das Amt des Ministerialdirigenten in Düsseldorf. Außerdem war er Ehrenvorsitzender des neu gegründeten *Vereins zur Erhaltung der Wewelsburg*. Vgl. BREBECK: *Entstehung und Beseitigung von Mahnzeichen*, S. 473.

⁵³ Ebd., S. 470. Auch die Gestaltung wich von zu dieser Zeit herrschenden üblichen Konventionen ab.

⁵⁴ Protokoll der Sitzung des Vereins zur Erhaltung der Wewelsburg vom 29.06.1949, zitiert in: Ebd., S. 473. Zum Glahe-Zyklus siehe auch: Ders.: *Wewelsburg im Streit um die NS-Vergangenheit*, S.19f.

⁵⁵ BREBECK: *Entstehung und Beseitigung von Mahnzeichen*, S. 474. Ein weiterer Grund für die Entfernung der Gemälde war ihr starker Pilzbefall, hervorgerufen durch die hohe Luftfeuchtigkeit im Raum.

Kriegsgegner zu Opfern wurden, als jene Toten, die Opfer der deutschen Gewaltherrschaft geworden waren.“⁵⁶

Kleinere Denkmalsetzungen konnten nur auf erheblichen Druck verschiedener Überlebenden-Verbände erreicht werden.

Ganz anders verhielt es sich dagegen in der DDR, wo die ehemaligen KZ Buchenwald, Sachsenhausen und Ravensbrück bewusst und mit hohem Aufwand zu „Nationalen Mahn- und Gedenkstätten“ umgebaut wurden. Sie sollten als Ort der staatlichen Selbstinszenierung dienen. Dies geschah allerdings unter Nichtberücksichtigung vieler Opfergruppen, da nur diejenigen zur Legitimation herangezogen wurden, die in das Bild des „kommunistischen Widerstandes“ und des Mythos' der Selbstbefreiung passten.

In den 1960er Jahren wurden auf Drängen der Überlebenden viele große ehemalige KZ mit Mahnmalen ausgestattet. In Wewelsburg kam 1965 auf Antrag des *Bundes der Verfolgten des Naziregimes* eine Gedenktafel im Innenhof der Burg zustande. Ihre Inschrift lautete: „Den 1283 Opfern / der Hitler-Diktatur / im KZ Wewelsburg / 1940–1945 zum Gedenken / den Lebenden zur Mahnung / 1965“.⁵⁷ Nach anhaltenden Protesten einiger Ortsansässiger wurde die Tafel jedoch gemeinsam mit dem Gemälde-Zyklus in der „Gruft“ entfernt.⁵⁸

Eine kommunale Neugliederung, in der die Verwaltungen der Kreise Büren und Paderborn 1975 zusammengelegt wurden, markierte den Beginn einer intensiven Beschäftigung mit der NS-Geschichte Wewelsburgs. Die Deutsche Kommunistische Partei (DKP) forderte eine Wiederanbringung der Gedenktafel in der Burg. Zwar wurde der Antrag abgelehnt, aber das öffentliche Interesse war geweckt. Der Kreistag stimmte über den Antrag auf ein Mahnmal unter vielen Protesten aus dem Dorf ab und einigte sich am 6. Juli 1977 auf eine Dokumentation „zur Mahnung für die Lebenden und zum ehrenden Gedenken an die Opfer des KZ Niederhagen [...] in der Wewelsburg“.⁵⁹ Dazu kam es jedoch zunächst nicht. Stattdessen schaltete sich der SPD-Bundestagsabgeordnete Klaus Thüsing in den Konflikt ein und initiierte am 9. November desselben Jahres eine nicht genehmigte Gedenkfeier im Innenhof der Wewelsburg, bei der eine Gedenktafel ange-

⁵⁶ REICHEL: Politik mit der Erinnerung, S. 86. In der Ausstellungskonzeption „Ideologie und Terror der SS“ wird der frühe Versuch der Denkmalsetzung gewürdigt: An den Wänden der „Gruft“ finden sich nun großformatige Reproduktionen des Gemälde-Zyklus, die durch eine Filmstation ergänzt werden. Die Originale werden im ehemaligen Wachgebäude unter konservatorisch geeigneten Bedingungen ausgestellt.

⁵⁷ Zum Zeitpunkt der Anfertigung der Tafel waren zwei Todesfälle, die in anderen Sterbebüchern aufgeführt waren, noch nicht bekannt. Vgl. HÜSER: Wewelsburg, S. 114.

⁵⁸ BREBECK: Wewelsburg im Streit um die NS-Vergangenheit – Anmerkungen zu zwölf Versuchen öffentlichen Gedenkens seit 1945, in: Arbeitsgruppe Gedenktag 2. April (Hg.): Erinnern statt Verdrängen. Gedenktag 2. April und das Mahnmal auf dem ehemaligen Appellplatz in Wewelsburg, Paderborn 2000, S. 17–29, 22.

⁵⁹ Auszug aus dem Kreistagsprotokoll vom 06.07.1977, zitiert in: BREBECK: Entstehung und Beseitigung von Mahnzeichen, S. 481.

bracht wurde. Diese Aktion gab der Debatte neuen Zündstoff. Die Tafel – die heute als verschollen gilt – wurde von zwei jungen Männern aus Wewelsburg heimlich demontiert und am Eingang des Soldatenfriedhofes in Böddeken niedergelegt. Fast ein Jahr später, am 8. November 1978, weihte der damalige Landrat Joseph Köhler anstelle einer Dokumentation ein Mahnmal in Form von 6 Monolithen auf dem Soldatenfriedhof mit Reliefs des Paderborner Bildhauers Joseph Rikus ein, das den jüdischen Ermordeten, den Opfern des KZ Niederhagen und den zivilen Toten des Bombenkrieges sowie der Flucht und Vertreibung gewidmet war.⁶⁰ Diese verallgemeinernde Widmung ist symptomatisch für die Zeit, sie (und die Wahl des Platzes) zeigt aber gleichzeitig, dass genau genommen immer noch kein adäquater Ort für ein Gedenken an die Opfer in Wewelsburg existierte. Deshalb wurde schließlich die Ausstellung „Wewelsburg 1933–1945. Kult- und Terrorstätte der SS“ am 20. März 1982 im ehemaligen SS-Wachgebäude eröffnet. Die Dokumentation fand sogar zaghafte Zustimmung und Unterstützung im Dorf, da sie auch Aspekte der Beziehung zwischen der Dorfgemeinschaft und der SS behandelte. Sie reihte sich in eine große Gruppe der Gedenkstätten(neu)gründungen in den 1980er Jahren ein und spiegelt in ihrem Konzept als Lernort eine zeitgenössische Tendenz in der BRD wieder, die Geschichte des Nationalsozialismus aktiv durch Dialog und Austausch zu vermitteln versuchte, anstatt durch starre Gedenktraditionen.

Ende der 1980er Jahre begannen Workcamps damit, den ehemaligen SS-Schießstand im Waldgebiet Oberhagen freizulegen. Im gleichen Zeitraum wurden der ehemalige Appellplatz und die angrenzende ehemalige Häftlingsküche mit dem Speisesaal von der Paderborner Denkmalbehörde und der Landesdenkmalpflege in Münster aufgrund eines drohenden Verkaufs an einen Blumengroßhandel unter Denkmalschutz gestellt. „Diese Vorgänge verdichteten sich für viele Wewelsburger zu einem bedrohlichen Szenario.“⁶¹ Sie wehrten sich mit Leserbriefen, Flugblatt-Aktionen und der Gründung einer Bürgerinitiative am 14.09.1989. Ihre Satzung beinhaltete u.a.:

„Verhinderung jeglicher Rekonstruktionsarbeiten und Ausbauten im und am ehemaligen Schießstand und in unmittelbarer Umgebung; Unterbindung der ‚Belästigung‘ der Bürger im Niederhagen durch die zahlreichen Besucher; die Verhinderung der Aufstellung von Hinweis- und Gedenktafeln im gesamten Ortsgebiet Wewelsburg; die Durchsetzung und Erstellung von Vorschlägen zur optimalen Gestaltung des ehemaligen ‚Appellplatzes‘ im Sinne und zur allgemeinen Zufriedenheit aller Bürger.“⁶²

⁶⁰ BREBECK: Entstehung und Beseitigung von Mahnzeichen, S. 480.

⁶¹ Ebd., S. 484.

⁶² Auszug aus der Satzung vom 14.09.1989, zitiert in: BREBECK: Wewelsburg. Zum Umgang der Bevölkerung mit der Erfahrung eines Konzentrationslagers im Dorf, in: FRANKEMÖLLE, Hubert (Hg.): Opfer und Täter. Zum nationalsozialistischen und antijüdischen Alltag in OWL, Bielefeld 1990, S. 175–202, 194.

Bis Ende des Jahres 1990 zog sich der Konflikt hin, als schließlich auf einer Bürgerversammlung dem Vorschlag zugestimmt wurde, den Appellplatz in eine Rasenfläche umzuwandeln, auf der mit Pflastersteinen die Gebäudeumrisse zu erkennen sind. Für weitere Hinweisschilder fehlte ein Konsens. Die Mitarbeiter des Kreismuseums mussten sich bereit erklären, keine Initiativen für eine darüber hinausgehende Information vor Ort zu ergreifen.⁶³

Fast acht Jahre später entstand eine neue Debatte – ausgelöst durch zehn junge Wewelsburger. Sie bildeten 1997 die Arbeitsgruppe *Gedenktag 2. April* mit dem Ziel, im darauf folgenden Jahr eine Gedenkfeier mit ehemaligen Häftlingen des KZ auf dem Appellplatz zu organisieren. Die lokalen Medien berichteten ausführlich über die Veranstaltung und lobten den Einsatz der Jugendlichen. Der von ihnen gestellte Antrag auf ein dauerhaftes Monument fand nunmehr eine breite Unterstützung in der Lokalpolitik und der Bevölkerung, die in zahlreichen Leserbriefen ihre Position zum Ausdruck brachte. Nachdem die Dorfratsmitglieder fraktionsübergreifend den Antrag befürwortet hatten, wurde auf einer Bürgerversammlung in Wewelsburg am 25. Mai 1998 mit mehr als 100 Teilnehmern⁶⁴ über das Vorhaben diskutiert. Dabei zeichnete sich ein mehrheitlicher Entschluss für die Errichtung eines Mahnmals (zunächst in Form einer dreieckigen Bronze-Tafel) und damit nach vielen Jahren ein Wandel in der Haltung der Wewelsburger ab. Zwar meldeten sich auch einige kritische Stimmen in Form von Leserbriefen zu Wort, wie z. B. der Autor Stuart Russell. Er versuchte, die Schwere der Verbrechen in Wewelsburg zu relativieren.⁶⁵ Eine der Initiatorinnen der Bürgerinitiative bezeichnete die Bürgerversammlung als eine „einzige Farce“ und befürchtete, dass es nicht bei diesem Mahnmal bleiben würde.⁶⁶ Aber selbst diese Leserbriefe wurden von anderen Teilnehmern der Debatte wiederum scharf verurteilt:

„Die Forderung einer ‚Volks‘-Abstimmung mit der Begründung ihrer [der Bürgerinitiative] ‚Meinung‘ (Zitat), daß die Mehrheit der Wewelsburger ein Mahnmal ablehnt, bedeutet nichts anderes als den Versuch, den Stadtrat zu entmachten und die Entscheidungsbefugnis einer Gruppe zu übertragen, bei

⁶³ BREBECK: Entstehung und Beseitigung von Mahnzeichen, S. 484.

⁶⁴ Pressemitteilungen vom 27.05.98 im *Westfälischen Volksblatt* und in der *Neuen Westfälischen* (KMW, Ordner 41-60).

⁶⁵ Leserbrief in der *Neuen Westfälischen* vom 29.04.98 (KMW, Ordner 41-60). Russell schrieb 1989 in Zusammenarbeit mit dem ehemaligen SS-Mitglied Jost W. Schneider ein sehr SS-affirmatives Buch über die Wewelsburg. Vgl. RUSSELL, Stuart u. SCHNEIDER, Jost W.: Heinrich Himmlers Burg. Das weltanschauliche Zentrum der SS. Bildchronik der SS-Schule Haus Wewelsburg 1934–1945, Essen 1989. Bereits 1989/1990 beteiligte er sich intensiv an der öffentlichen Auseinandersetzung um die Gestaltung des Appellplatzes.

⁶⁶ Leserbrief im *Westfälischen Volksblatt* vom 04.06.98 (KMW, Ordner 41-60).

denen die ‚Bürgerinitiative Niederhagen‘ aufgrund hetzerischer Propaganda auf Zustimmung hoffen kann.“⁶⁷

Bis Ende des Jahres 1998 wurde das Vorhaben vom Kulturausschuss der Stadt Büren genehmigt und man einigte sich auf ein flaches Monument aus Naturstein in dreieckiger Form. Der Stadtdirektor Wolfgang Runge schlug in einer Sitzung der Arbeitsgruppe vor, Kunststudenten der Universität Paderborn für die Ausgestaltung des Monuments nach den Vorgaben mit einzubeziehen. Als im März die Entscheidung für den Entwurf des heutigen Mahnmals fiel, war die Finanzierung zu diesem Zeitpunkt noch nicht gesichert. Der anvisierte Termin zur Einweihung am 2. April 1999 wurde um ein Jahr verschoben. Die Stadt Büren und das Land Nordrhein-Westfalen übernahmen die Kosten von rund 80.000 DM und die Arbeitsgruppe *Gedenktag 2. April* konnte ebenfalls mit Spendenaktionen einen Teil beitragen. Am 2. April 2000, also 55 Jahre nach der Befreiung des Restkommandos, wurde das Mahnmal im Beisein von zehn Überlebenden, Vertretern aus der Politik und einer großen Öffentlichkeit feierlich eingeweiht. Der örtliche Männergesangsverein gestaltete mit zwei Beiträgen das Programm mit, und zum ersten Mal legte ein Wewelsburger Ortsvorsteher einen Kranz nieder.⁶⁸

Im Jahr 2008 wurden im Dorf ohne Wissen der Gedenkstätte Wegweiser angebracht, die neben anderen öffentlichen Plätzen auch das Mahnmal ausschildern. So ist es Besuchern nun möglich, vom Dorfkern aus selbstständig den ehemaligen Appellplatz zu finden.

Letztendlich deutet die Entwicklung der über 60jährigen politischen und öffentlichen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit im Dorf darauf hin, dass die Erinnerungskultur der Wewelsburger Bevölkerung nunmehr das Gedenken an die Opfer des KZ Niederhagen zulässt.

4. Theoretische Überlegungen zum Wandel der Erinnerungskultur in Wewelsburg

Nachdem nun der Prozess der Entstehung einer Gedenkstätte und eines Mahnmals in Wewelsburg skizziert wurde, soll es im Folgenden um einige theoretische Überlegungen zu dieser Entwicklung gehen. Wie kam es grundsätzlich zu einem veränderten Bewusstsein für die Erinnerung an die Verbrechen in Wewelsburg und warum wurden nach der Eröffnung der Dokumentation im ehemaligen Wachgebäude der SS weitere Debatten um ein Mahnmal auf dem Appellplatz geführt?

„In der Erinnerung wird Vergangenheit rekonstruiert.“⁶⁹ Die Bedeutung der Vergangenheit hängt in Maurice Halbwachs' berühmten Konzept des „kollektiven

⁶⁷ Leserbrief in der *Neuen Westfälischen* vom 11.06.98 (KMW, Ordner 41-60).

⁶⁸ BREBECK: Entstehung und Beseitigung von Mahnzeichen, S. 486.

⁶⁹ ASSMANN, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992, S. 31.

Gedächtnis“ davon ab, ob und wie eine Gesellschaft sie erinnern wird. Erinnerung begreift Halbwachs als einen sozialen Prozess, in dem historische Ereignisse in einen gegenwartsgeprägten Bezugsrahmen eingebettet werden.⁷⁰ „Die Gesellschaft stellt sich die Vergangenheit je nach den Umständen und je nach der Zeit in verschiedener Weise vor: sie modifiziert ihre Konventionen.“⁷¹

Das bedeutet auch, dass das Vergessen von bestimmten vergangenen Ereignissen ebenso zur Entstehung eines Geschichtsbildes gehört. Ändert sich der gesellschaftliche Bezugsrahmen in dem das kollektive Gedächtnis entstanden ist, so ändern sich gleichsam auch die gesellschaftlichen Konventionen der Erinnerung. So erklärt sich die Beobachtung, dass manche historischen Ereignisse, die zunächst keinen Niederschlag in der öffentlichen Erinnerungskultur gefunden haben, bei veränderten Gegebenheiten plötzlich zu einem Bestandteil im kollektiven Gedächtnis werden. Das zeigt auch das Beispiel Wewelsburg: Das Verdrängen der SS-Verbrechen im eigenen Ort gehörte nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1950er und 60er Jahre nicht nur in Wewelsburg zur gesellschaftlichen Konvention. In den 1970er und 80er Jahren änderte sich der Bezugsrahmen wie in der gesamten bundesrepublikanischen Gesellschaft zu beobachten war, und die Verbrechen des NS-Staates rückten in das öffentliche Bewusstsein.

Das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft dient der Konstitution ihrer kulturellen Identität. Diese manifestiert sich in Symbolen, Ikonen, Riten und Traditionen. Assmann subsumiert sie unter dem Begriff des „kulturellen Gedächtnisses“.⁷² Das „kommunikative Gedächtnis“ hingegen erfasst die unmittelbaren Erfahrungen und Erinnerungen der Vergangenheit, die eine Gruppe von Zeitgenossen miteinander teilen: „Dieses Gedächtnis wächst der Gruppe historisch zu; es entsteht in der Zeit und vergeht mit ihr, genauer: mit seinen Trägern.“⁷³ Nur wenn es gelingt, die Erfahrungen der Träger in eine dauerhafte Form zu transferieren, überdauern sie diese relativ kurze Phase des kommunikativen Gedächtnisses und können für spätere Generationen nutzbar gemacht werden. In Wewelsburg könnte dies gelungen sein: In der zeitgeschichtlichen Dokumentation und dem Archiv des Kreismuseums wurden die Erinnerungen der Überlebenden, persönliche Gegenstände und Dokumente, aber auch zahlreiche Zeitzeugeninterviews gesammelt und aufbewahrt. In den Ausstellungen werden sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht damit einer kanonisierten Form der Erinnerung zugeführt. Den Übergang vom kommunikativen in das kulturelle Gedächtnis schafften auch die Erfahrungen der Dorfbewölkerung: „Die Gedenkstätte ist heute allgemein akzeptiert. Sie wird von vielen älteren Dorfbewohnern nun als ein Ort begriffen, wo ihre Erinnerungsstücke und die damit verbundenen

⁷⁰ HALBWACHS, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin 1985, S. 390.

⁷¹ HALBWACHS: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, S. 368. Ders.

⁷² ASSMANN: Das kulturelle Gedächtnis, S. 21.

⁷³ Ebd., S. 50.

Geschichten geschätzt werden.“⁷⁴ Auch ihre Perspektive auf die NS-Zeit findet sich inzwischen aufgezeichnet in Form von Zeitzeugeninterviews im Kreismuseum.

Da sich das Museum nicht nur mit den Verbrechen auseinandersetzt sondern auch mit der Theorie und Praxis der Weltanschauung der Nationalsozialisten und der SS, wird darüber hinaus auch das „negative Gedächtnis“ aktiviert: „Die Täterschaft und ihre Taten müssen in die Erinnerung einbezogen und nicht nur die Opfer als solche und allein erinnert werden. Das unterscheidet uns von anderen Nationen. Denn wir sind politisch verantwortlich, und deswegen müssen wir Taten und Täter mit bedenken“.⁷⁵

Als ein persönlicher Ort der Trauer für die Überlebenden und Hinterbliebenen ist die Ausstellung aus demselben Grund jedoch weniger geeignet. 1995 schrieb der Museumsleiter Wulff E. Brebeck⁷⁶: „Die Dokumentation wird als Gedenkstätte angenommen, taugt aber nicht für ein stilles, persönliches Eingedenken.“⁷⁷ Bis dahin gab es keinen solchen Ort. Zwischen den verschiedenen Besuchergruppen ließ sich kaum ein persönliches Gedenken praktizieren. Auch sonst ist das Gelände der Wewelsburg eher ungeeignet, da die Relikte der SS-Umbauarbeiten immer noch auf die Täter schließen lassen. Hinzu kommt, dass verschiedene Gruppierungen und Organisationen trotz einer dagegen angehenden Hausordnung und Aufklärung des Kreismuseums, den Ort für sich zu vereinnahmen suchen. Für eine (persönliche) Trauerpraxis bedurfte es also eines Ortes, an dem die Selbstinszenierung der Täter hinter dem Leid und Schicksal der Opfer zurücktritt.

Zwar ist das Konzentrationslager auch ein Ort der Täterschaft, aber es war von der SS im Gegensatz zum Schloss weder auf Dauer angelegt, noch für das Gedächtnis der Nachwelt gedacht. Dass wir bis in die Gegenwart noch bauliche Überreste der ehemaligen KZ vorfinden, ist in vielen Fällen auf eine kontinuierliche Nachnutzung, Unwissenheit oder einfach auf den Zufall zurückzuführen.

Obwohl sich das äußere Antlitz durch die Geschichte gewandelt hat, dient der Ort des ehemaligen KZ Niederhagen immer noch als Speicher von Informationen.⁷⁸ Diese finden sich in Überbauungen, Relikten oder in der räumlichen Grundstruktur des Lagers, die sich auf die heutige Siedlung übertragen hat (vgl. Abb. 2 und 3). Wie „Erinnerungsschichten“

⁷⁴ SCHLEGELMILCH, Dana: Mittendrin – oder nur dabei? Wewelsburger Blicke auf die SS-Zeit im Dorf, in: SCHULTE, Jan Erik (Hg.): Die SS, Heinrich Himmler und die Wewelsburg, Paderborn 2009, S. 395–416, 413. Prüfen

⁷⁵ KOSELLECK, Reinhart: Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses, in: KNIGGE, Volkhard u. FREI, Norbert (Hg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, München 2002, S. 21–32, 27.

⁷⁶ Wulff E. Brebeck war seit der Öffnung der zeitgeschichtlichen Dokumentation 1982 bis zu seinem Tod im April 2011 Leiter des Kreismuseums Wewelsburg und eine der wichtigsten Persönlichkeiten für die Etablierung und Erforschung der Erinnerungs- und Gedenkkultur in Wewelsburg.

⁷⁷ BREBECK: Erhaltung und Zerstörung von NS-Bauten?, S. 133.

⁷⁸ HOFFMANN: Authentische Erinnerungsorte, oder: Von der Sehnsucht nach Echtheit und Erlebnis, in: MEIER, Hans-Rudolf u. WOHLLEBEN, Marion (Hg.): Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Erinnerungsdebatte und Denkmalpflege, Zürich 2000, S. 31–45, 37

lagern sie sich im Gedächtnis des Ortes ab und können durch den Prozess des Erinnerns gelesen und interpretiert werden.⁷⁹



Abb. 3: Luftbild der heutigen Siedlung auf dem ehemaligen Lagergelände, 2008, Ausschnitt; Geobasisdaten der Kommunen und des Landes NRW © Geobasis NRW 2012

Das Mahnmal auf dem Appellplatz ist sowohl eine Interpretation der sich hier ereigneten Geschichte, als auch ein Verweis auf seinen eigenen Entstehungsprozess.⁸⁰

Eine Mahnmalsetzung ist eine Auslagerung des Gedächtnisses auf ein Trägermedium an den historischen Ort. Das Gedächtnis braucht Erinnerungsorte, an denen es abgerufen werden kann, wenn es nicht ständig präsent ist:

„Ohne die Wacht des Eingedenkens fegte die Geschichte sie [die Gedächtnisorte] bald hinweg. Wäre aber das, was sie verteidigen, nicht be-

⁷⁹ HOFFMANN: Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945–1995, Frankfurt a. M. 1998, S. 15.

⁸⁰ YOUNG: Formen des Erinnerns, S. 32.

droht, so brauchte man sie nicht zu konstruieren. Lebte man die in ihnen eingeschlossenen Erinnerungen wirklich, so wären sie unnütz. Und bemächtigte nicht umgekehrt die Geschichte sich ihrer, um sie zu verformen, zu verwandeln, sie zu kneten und erstarren zu lassen, so würden sie nicht zu Orten für das Gedächtnis.⁸¹

Im Prinzip findet sich überall das Potential zum Gedächtnisort, doch sind es gerade jene Stätten, an denen sich ein geschichtlicher und zivilisatorischer Bruch ereignet hat, die sich besonders dafür eignen.⁸² Das Mahnmal auf dem Appellplatz ist ein Ausdruck des Wunsches nach einer Kennzeichnung an einer solchen Stelle; seine Bedeutung wird besonders im veränderten äußeren Erscheinungsbild hervorgehoben. Mit dem Akt der Mahnmalsetzung wird die Verankerung der Geschichte des KZ Niederhagen im kulturellen Gedächtnis manifestiert: „Ein Denkmal, das sich auf dem Wege einer diskursiven Einigung errichten ließe und das durch Rituale rezipiert wird, wäre ein Beispiel kollektiver Identität durch kulturelles Gedächtnis.“⁸³

5. Die räumliche Kategorie des Mahnmals

Die Analyse eines Mahnmals kann nicht ohne die Betrachtung seiner räumlichen Umgebung geschehen. Das unmittelbare Umfeld, in dem es steht, gibt Aufschluss über seine Aussage und ist Teil der ästhetischen Konzeption und Wirkung. Das öffentliche Monument verlangt gleichzeitig nach einer Interaktion mit seiner Umgebung. Die räumliche Dimension spielte bereits für alle bis hierhin besprochenen Aspekte des Mahnmals eine wichtige Rolle; abschließend sollen jedoch einige Überlegungen zur Raumkategorie angestellt werden, die durch Praxiserfahrung angestoßen wurden. Dafür bietet sich ein raumsoziologischer Zugriff besonders gut an.

Auffallend ist die besondere Standortssituation des Mahnmals für die Opfer des KZ Niederhagen: Während andere ehemalige Konzentrationslager wie z. B. Bergen-Belsen, Neuengamme, Buchenwald, Dachau oder Mauthausen heute ausschließlich als Gedenkort besucht werden, ist das Gelände in Wewelsburg auch – wie bereits ausgeführt – eine Wohn- und Gewerbesiedlung. Die Bedeutung des historischen Ortes und seine heutige Nutzung stehen somit im deutlichen Kontrast zueinander.⁸⁴ Diese Situation ist vergleichbar mit dem ehemaligen Außenlager Gusen des KZ Mauthausen, von dem sämtliche Spu-

⁸¹ NORA, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt a. M. 1998, S. 20.

⁸² NORA: Zwischen Geschichte und Gedächtnis S. 36–38.

⁸³ SPIELMANN, Jochen: Denkmale in Bewegung – Der Wandel von Gestalt, Widmung und Funktion von Denkmälern in ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagern, in: BREBECK, Wulff E. u.a. (Hg.): Über-Lebens-Mittel. Kunst aus Konzentrationslagern und in Gedenkstätten für Opfer des Nationalsozialismus, Marburg 1992, S. 103–130, S. 123.

⁸⁴ Die Begrenztheit eines Transformationsprozesses an ehemaligen Orten des NS-Terrors zeigt beispielsweise die gescheiterte Unternehmung, 1991 auf dem Gelände des ehemaligen KZ Ravensbrück einen Supermarkt zu errichten. Das Gebäude wurde zwar fertiggestellt, allerdings nach anhaltenden Protesten nicht genutzt und inzwischen wieder abgerissen.

ren getilgt wurden und an dessen Standort ein Wohn- und Erholungsgebiet entstanden ist. Besucher, die den *Audioweg Gusen*⁸⁵ abschreiten, werden ähnlich erstaunt und schockiert sein wie Gedenkstättenbesucher in Wewelsburg, die nach einem Rundgang durch die im Dorfkern gelegene Dokumentation das ehemalige Lagergelände besichtigen. Meist reagieren sie verständnislos und entsetzt über die Vorstellung, selbst auf dem Gelände eines ehemaligen KZ oder gar in einem Gebäude aus der Zeit zu wohnen. Andererseits empfanden die Anwohner in der Vergangenheit und teilweise heute noch die Besuche als Störung und „Belästigung“. Diese konfliktgeladene Situation lässt sich mit Hilfe eines raumsoziologischen Blickwinkels genauer analysieren.

Dabei soll im Folgenden von einem relativistischen Raumbegriff im Sinne von Martina Löws Raumsoziologie ausgegangen werden, also von dem „Raum als eine[r] relationale[n] (An)Ordnung von Körpern, welche unaufhörlich in Bewegung sind, wodurch sich die (An)Ordnung selbst ständig verändert.“⁸⁶ Im Gegensatz zu sogenannten absolutistischen Raumvorstellungen, in denen der Raum als eine Art starrer „Behälter“ für Körper und Handlung unabhängig von diesen existiert,⁸⁷ wird im gewählten Ansatz erst durch soziale Prozesse ein Raum geschaffen. Das hat für eine Analyse am Beispiel von Wewelsburg den Vorteil, dass der Ort nicht nur als kollektiver oder persönlicher Gedenkort, sondern auch als Wohnort in seiner Wahrnehmung und Nutzung parallel beleuchtet werden kann. Damit befinden sich gleichzeitig mindestens zwei verschiedene soziale (abstrakte) Räume am geographischen (konkreten) Ort in Niederhagen-Wewelsburg.

Der Wohnraum wird von den Anwohnern geformt. Hierbei spielen soziale Netzwerke wie die Familie oder die Nachbarschaft, aber auch die spezifische materielle Beschaffenheit eine wichtige Rolle. So sind bestimmte Elemente des Wohnens und häuslichen Lebens (z. B. das Haus, der Garten, die Straße, die Wiese nebenan) in einem Kontext zueinander räumlich platziert und ergeben in ihrem Zusammenspiel den persönlichen Wohnort.⁸⁸ Neben der materiellen Dimension spielt auch die soziale Formung eine wichtige Rolle: „Das ‚Haus‘ der Gemeinschaft ist nun nicht in dem Sinne des bloßen Besitzes gemeint, [...] sondern als die Lokalität, die als Wohn- und Versammlungsstätte der räumliche Ausdruck ihrer soziologischen Energien ist.“⁸⁹ Soziale Gruppen und Prozesse manifestieren einen bestimmten Raum, der sich dann wiederum auf die Gruppe identitätsstiftend auswirkt:

⁸⁵ Ein Projekt des Künstlers Christoph Mayer, das mit Hilfe eines 96 minütigen Audioguides mit Kommentaren von Zeitzeugen durch das Gelände des „unsichtbaren Lagers“ führt.

⁸⁶ LÖW, Martina: Raumsoziologie, Frankfurt a. M. 2000, S. 131.

⁸⁷ Ebd., S. 18.

⁸⁸ Ebd., S. 199f.

⁸⁹ SIMMEL, Georg: Über räumliche Projektionen sozialer Formen (1903), in: DÜNNE, Jörg u. GÜNZEL, Stephan (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2006, S. 304–316, 308. Prüfen

„Raumbezogene Identität leistet für die sozialen Gruppierungen den wichtigsten Beitrag zu deren Formierung und Stabilisierung [...]. Gemeinsame Informationen, Vertrautheit mit der Heimatumgebung, das Faktum der Beheimatung in einem bestimmten Raumabschnitt, typische Sozialverhaltensweisen und Meinungs- und Bewertungsstrukturen schaffen ein Gefühl der Zugehörigkeit und der Solidarität.“⁹⁰

Hier handelt es sich um Personengruppen – nämlich die der Anwohner –, die sich unter Umständen von sozialen Gruppierungen unterscheiden, die durch den Besuch einer Gedenkstätte konstituiert werden.

Besuchergruppen formen auch einen – wenn auch abweichenden – sozialen Raum, denn durch ihre grundsätzlich andere Wahrnehmung des gleichen Ortes haben sie auch andere Erwartungen an ihn.

Besucher möchten möglicherweise einen authentischen, ursprünglichen, echten, vielleicht sogar auratischen Ort erleben.⁹¹ Und natürlich bestimmt auch die grundsätzlich andere Nutzung den Raum: Sie suchen einen Ort der Information und des Gedenkens. Die materielle Anordnung oder Platzierung der Objekte ist dabei die gleiche wie im Wohnort, aber sie erfahren eine andere Schwerpunktsetzung und symbolische Repräsentation. Für die Besucher ist das Monument auf dem Appellplatz bestimmend ist für das Erleben eines Gedenkortes: Das Denkmal dient als Orientierungspunkt, an Gedenktagen werden Blumen niedergelegt und im Rahmen von museumspädagogischen Begleitprogrammen versammeln sich Besucher häufig rings um das Dreieck und erfahren Näheres zu seiner Entstehung und Bedeutung. Gleichzeitig rückt das Monument durch seine bewusst gewählte Bodennähe im alltäglichen Leben der Bewohner in den Hintergrund. Seine geringe Höhe ermöglicht ihnen eine Wahrnehmung des Raumes abseits der Gedenkstätte.

Trotz der sukzessiven Bebauung nach 1945 und der geänderten Nutzung spielt die Topographie des verschwundenen Lagers noch eine Rolle in der (An)Ordnung des Raumes. Anhand von Luftaufnahmen wird die Symmetrie des KZ in heutigen Straßenverläufen sichtbar. Der rautenförmige Umriss des Lagers ist noch zu erkennen, genau wie die Struktur des ehemaligen SS-Lagers anhand der Ausrichtung von Häusern und Straßen (vgl. Abb. 2 u. 3). Auch am Boden ist bei genauerer Betrachtung noch das Feuerlöschbecken in Form einer Vertiefung in der asphaltierten Straße auszumachen. Demnach formen nicht nur soziale Prozesse den Raum; er wirkt in seiner Beschaffenheit umgekehrt wieder auf die sozialen Prozesse ein.

Mehrere Erinnerungsschichten treten an den Gebäuden und dem Gelände hervor. „Die jüngeren Schichten interpretieren die älteren um, wie die älteren zur Deutung der

⁹⁰ GÖTTMANN, Frank: Zur Bedeutung der Raumkategorie in der Regionalgeschichte, <http://ubdok.uni-paderborn.de/servlets/DocumentServlet?id=10226> (Stand 27.08.2009), S. 19.

⁹¹ HOFFMANN: Authentische Erinnerungsorte, S. 37.

jüngeren unerlässlich sind. Gedenken ist auf diese Weise immer gestört, nie eindeutig.⁹² Durch verschiedene soziale Prozesse werden unterschiedliche Schichten wahrgenommen und abgelesen. Das längliche Gebäude beispielsweise, welches an den ehemaligen Appellplatz angrenzt, ist in seiner Bausubstanz ein Relikt der KZ-Zeit. Es handelt sich um die ehemalige Häftlingsküche, die heute als Wohnhaus mit angrenzender Feuerwache genutzt wird. Bei der Wahrnehmung des Gebäudes wird lediglich eine Funktion (die historische oder gegenwärtige) in den Vordergrund gerückt; die andere wirkt dann im Vergleich grundsätzlich verschieden.

Die Besucher suchen im Gedächtnis des Ortes die Spuren des KZ. Für sie ist der Raum Erinnerungsort an die Leiden der Häftlinge unter dem SS-Terror. Für die Anwohner hingegen wird, auch wenn sie sich der historischen Bedeutung des Ortes bewusst sind, dennoch unweigerlich die alltägliche Wahrnehmung als Wohnort dominieren. Diese Situation kann ein gewisses Konfliktpotential beinhalten. Während sich viele Bewohner in den vergangenen Debatten um das Mahnmal wünschten, die Erinnerung NS-Vergangenheit hinter sich zu lassen, begegnen viele der Besucher der Weiterentwicklung des Ortes mit Unverständnis.

Ein Grund für eine solche Verabsolutierung einer einzigen Erinnerungsschicht könnte unter anderem „die ins Alltagsbewußtsein transportierte antike Vorstellung vom ‚Behälterraum‘“⁹³ sein. Eine Diskrepanz würde dadurch erzeugt werden, dass sowohl die Besucher als auch die Bewohner in Niederhagen von einem jeweils eigenen fest konstituierten Raum ausgehen, in dessen Konzept der andere soziale Raum als störend empfunden wird. Diese Vorstellung spiegelt sich möglicherweise in der Befürchtung der Anwohner, Wewelsburg könne sich zu einem „nationalsozialistischen Freilichtmuseum“ entwickeln.⁹⁴ Speziell die Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Unterdenkmalenschutzstellung des ehemaligen Appellplatzes muten im Rückblick beinahe an, wie ein Kampf um territoriale Grenzen.⁹⁵

Auf Seiten der Besucher ließe sich ein Grund für das Unverständnis bezüglich der Raumsituation in ihren Erwartungen an eine Gedenkstätte bzw. an ein ehemaliges Konzentrationslager sehen. Einige bekannte KZ-Gedenkstätten, wie z. B. Auschwitz, können einen vergleichsweise großen Anteil an baulichen Relikten und klar erkennbare topographischen Strukturen vorweisen. In einigen Fällen wurden sogar bauhistorische Elemente und Einrichtungen zur besseren Anschauung für die Besucher rekonstruiert. Vielleicht lässt gerade die Erwartung eines vermeintlich „unberührten“, authentischen Ortes die Realität in Niederhagen so radikal anders erscheinen.

⁹² Ebd., S. 41.

⁹³ LÖW: Raumsoziologie, S. 23.

⁹⁴ So geäußert in der Auseinandersetzung um die Umgestaltung des Appellplatzes im Jahr 1989, BREBECK: Wewelsburg, S. 194.

⁹⁵ Ebd., S. 198f.

Michel Foucault bezeichnet Orte, „die völlig anders sind als die Orte, die sie spiegeln und von denen sie sprechen“ als „Heterotopien“⁹⁶, denen er bestimmte Eigenschaften zuschreibt: Sie können von verschiedenen Gesellschaften und Generationen unterschiedlich interpretiert und genutzt werden, „besitzen die Fähigkeit, mehrere reale Räume, mehrere Orte, die eigentlich nicht miteinander verträglich sind, an einem einzigen Ort nebeneinander zu stellen“⁹⁷ stehen in Zusammenhang mit Zäsuren und bewegen sich in ihrer Funktion zwischen zwei Extremen.⁹⁸

Viele Gedenkstätten sind somit als Heterotopien zu verstehen, denn von ihnen wird erwartet, dass sie einen Zustand des Raumes spiegeln, der nicht mehr der Gegenwart entspricht. Durch ihre Interpretation der darzustellenden Vergangenheit sind sie von sich aus schon neu geschaffene Orte. Sie stellen die Vergangenheit und die Gegenwart, das Verbrechen und die Erinnerung, am selben Ort nebeneinander.

Die Gegebenheiten in Wewelsburg schließen sowohl die Gedenkstätte als auch die Wohnsiedlung mit ein. Diese Situation ist historisch gewachsen. Vielfältige kulturelle Praktiken mit privaten und öffentlichen Funktionen treffen hier zusammen. Letztendlich tragen die Präsenz und die ästhetische Zurückhaltung des Mahnmals dazu bei, dass in Wewelsburg die verschiedenen sozialen Räume transparent werden und gleichzeitig existieren können.

⁹⁶ FOUCAULT, Michel: Von anderen Räumen (1967), in: DÜNNE, Jörg u. GÜNZEL, Stepan (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2006, S. 317–329, 320.

⁹⁷ Ebd., S. 324.

⁹⁸ Ebd., S. 322–326.

Annette Kolb (1870-1967) – „Tochter zweier Vaterländer“

von Dieter Riesenberger

Einige Jahre vor der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert stand für Annette Kolb fest, sich künftig als Schriftstellerin zu betätigen. Den Weg dahin erläuterte sie in den einleitenden Sätzen zu ihrer autobiographischen Skizze „Torso“ vom Jahre 1906: „Gedanken, Meinungen und Überzeugungen drängen nach Äußerung, lange bevor wir noch wissen, welchen Ausdruck wir ihnen verleihen, in welche Form wir sie bringen können. Den einen treiben sie zur Gestaltung, zur Ausführung oder zur Tat, den minder Glücklichen zwingen sie zur Schrift.“¹ Nach über 25 Jahren ihres literarischen Schaffens stellte ein Kritiker zutreffend und ihr Selbstbild bestätigend fest: „Schließlich handeln alle ihre Arbeiten von ihr selber, und da sie intensiv fragmentarisch und nicht formal-gestaltend erlebt sind, auch ihre Besten in einem bestimmten (unstofflichen) Sinne fragmentarisch: nicht Bruchstücke einer Konfession (im Sinne Goethes), sondern eher Bruchstücke des Bekenners, seines Erlebens, Sehens, Denkens. Diese Elemente wollen bei ihr keine objektive Gestaltung schaffen und in sich geschlossene Welten, sondern sie wollen Zeitinhalte und ihr feines Erlebnisbild wiedergeben.“²

Annette Kolbs existenzielles Anliegen war das deutsch-französische Verhältnis, das sie menschlich, literarisch und politisch zeitlebens bedrängte; es war ihr in die Wiege gelegt, da buchstäblich angeboren. Sie kam am 2. Februar 1870 zur Welt als Tochter einer französischen Pianistin, deren Klavierspiel selbst Franz Liszt bewunderte. Ihr Vater, Max Kolb, war sehr wahrscheinlich ein illegitimer Sohn des Herzogs Max von Bayern. Von Peter Joseph Lenné als Gartengestalter in Berlin ausgebildet, war er an der Neugestaltung des Bois de Boulogne beteiligt und wurde von König Maximilian II. von Bayern nach München als Leiter des Botanischen Gartens verpflichtet. Seine Entwürfe für Gärten und Parkanlagen trugen ihm den Titel „Königlicher und Wirklicher Rat“ und zahlreiche Auszeichnungen ein.³

Die Mutter, Sophie Kolb Danvin, hatte zwar keine gesellschaftlichen Ambitionen, aber durchaus musikalische Interessen, und so bildete sich ein „Salon“, der sich „gleichsam über ihren Kopf hinweg [ergab] in Folge einer sehr besonderen Gabe, Menschen zu empfangen.“ Vor allem für Franzosen wurde es „zu einer Art Tradition, in unserem Haus zu verkehren.“ Der französische Gesandte Camille Barrère zog die Bewunderung Annettes auf sich, zwischen ihnen bildete sich eine tiefe Freundschaft heraus - als Botschafter lud er sie später nach Rom ein und verhalf ihr 1936 zur französischen Staatsbürgerschaft. Sie lernte Jean Giraudoux kennen, dessen Drama „La Guerre de Troie n'aura pas lieu“ sie

¹ KOLB, Annette: *L'Âme aux deux patries*. Sieben Studien, München 1906, S. 83.

² KAYSER, Rudolf: Annette Kolb, in: *Das Tage-Buch* 7/14 (1926), S. 538–540, hier S. 538.

³ BAUSCHINGER, Sigrid (Hg.): *Ich habe etwas zu sagen. Annette Kolb 1870-1967*. Katalog zur Ausstellung. Münchner Stadtbibliothek September–Oktober 1993, München 1993, S. 64.

später übersetzte („Der Trojanische Krieg findet nicht statt“). Gerade für einen französischen Diplomaten war München ein begehrter „Posten“: „Zumal der französische Gesandte hatte Chancen, hier vom Fleck weg zum Botschafter ernannt zu werden. Es waren mitunter recht ungewöhnliche junge Leute, die da einander ablösten und ein Idealbild von Frankreich in uns Kindern entstehen ließen.“ In ihren Schulaufsätzen schrieb Annette „das Wort Frankreich doppelt so groß wie die anderen, umkränzte es mit Schnörkeln in roter Tinte und setzte zum Überfluß ein Ausrufungszeichen dahinter, ohne daß es mir jemals verwiesen wurde. Dies Land behielt nun einmal in Bayern sein ganzes Prestige. Unbeliebt war nur die preußische Gesandtschaft.“⁴

Im Haus der berühmten Familie Pringsheim lernte Annette Kolb viele bedeutende Künstler Münchens kennen; sie schuf damit die Grundlage für einen weitverzweigten Bekannten- und Freundeskreis. Um das Ende des 19. Jahrhunderts verkehrten bei den Pringsheims zahlreiche Künstler, u. a. Wassily Kandinsky, Max Halbe, Richard Strauß, August Kaulbach, Franz von Stuck und Franz von Lenbach; 1895 lernte sie die zwölfjährige Katia Pringsheim kennen, die zehn Jahre später Thomas Mann heiraten sollte. Mit beiden blieb sie in Freundschaft verbunden. Im Hause Pringsheim gab es auch einen Musiksaal, in dem zahlreiche Konzerte stattfanden, für Annette Kolb ein zusätzlicher Anziehungspunkt, da sie selbst vorzüglich Klavier spielte und – noch im Alter von 86 Jahren – vor Freunden Stücke von Chopin auswendig wiedergab.⁵

1. Deutschland und Frankreich zwischen Abstoßung und Anziehung

Im Jahre 1914, noch vor Kriegsbeginn, beklagte Annette Kolb, dass „die Franzosen uns unrichtig und ungenügend, wir die Franzosen aber gar nicht kennen. Außer unter den Künstlern habe ich niemals auch nur den leisesten Flair für französische Lebensart und Empfindungsweise bei meinen Landsleuten angetroffen.“ Sie lastete es der deutschen Arroganz an, die dem „Verständnis französischer Wesensart so sehr im Wege liegt [...]. Die Franzosen neigen zur Gedankenlosigkeit und Süffisance. Sie haben stets etwas von Kindern. Wir nie. Das Ominöse und Charakteristische bei gewissen Alldeutschen ist, daß sich die Arroganz bei ihnen an Stelle der Besonnenheit behauptet und die Türen zuschlägt, wo sonst Gedanken wären.“⁶ Schon ein Jahrzehnt früher heißt es in „L'Âme aux deux patries“: „[L]eider ist es ja noch immer keine Anmaßung, wenn heute der Deutsch-Franzose – und umgekehrt – sich für den allein Befugten hält, die Kluft zu messen, die zwei so große Nationen voneinander scheidet, die unzulängliche Kenntnis voneinander, in

⁴ KOLB, Annette: Münchner Albumblatt, zunächst in: Blätter in den Wind, Frankfurt a. M. 1954, Wiederabdruck in: Spitzbögen, Frankfurt a. M. 1984; Zitate S. 119, 117, 118.

⁵ Zur Familie Pringsheim vgl. PLESSEN, Elisabeth/ MANN, Michael (Hg.), Katia Mann. Meine ungeschriebenen Memoiren, Frankfurt a. M. 1974; zu A. Kolbs Vorspiel vor Freunden im Jahre 1957 vgl. WERNER, Charlotte Marlo: Annette Kolb. Biographie einer literarischen Stimme Europas, Königstein/ Ts. 2000, S. 36.

⁶ KOLB, Annette: Bei Barrère, in: Wege und Umwege, Leipzig 1914, S. 36.

der sie leben, wie die Sehnsucht, die sie zueinander zieht.“⁷ Dabei stand die „Deutsch-Französin“ – oder umgekehrt – Annette Kolb vor der paradoxen Situation, dass auf „französischem Boden die französische Seite“ ihres Wesens keineswegs „in Schwung“ geriet, sondern – gerade umgekehrt–: „unter Franzosen wird mir so deutsch zumute; Deutschland klingt und rauscht in Frankreich durch mein Herz, wie in ein Wetterhäuschen zieht sich Marianne tief zurück, und einsam wie eine Schildwache rückt Michael vor.“⁸ Diese widersprüchlichen Empfindungen trieb sie zu der ebenso emphatischen wie verzweifelten Beschwörung der Vergangenheit und der Zukunft: „Wir waren Brüder! Noch stehen sie überall, die Spuren unserer einstigen Gemeinschaft, unsere umdüsterten Kathedralen, unsere alten Minnelieder und Novellen. Und heute sind wir Nationen, die sich schon lange insgeheim langweilen, weil gerade in der Reife, zu der unsere nationalsten Züge und Besonderheiten gediehen sind, das Bewußtsein unserer Halbheit und in der Verschmelzung unserer Qualitäten der Keim vollkommener Typen liegt. [...] Denn ach, wozu sich betören? Von Herzen froh wird man ja heute nirgends. Kläglich veraltet und vermorscht sind heute unsere tausendjährigen Familienzwise, als könnte ihrer Asche allein der neue Phönix unseres Erdteils entstrahlen: nur einem greater Europe ein greater England, ein greater Germany und greater France.“⁹

Auf ihren zahlreichen Reisen vor allem nach Paris, aber auch nach England und Italien stellte Annette Kolb mit Erstaunen und Schrecken fest, wie mächtig der „Nationalgeist benachbarte, verwandte Völker auseinanderhält, wie verschieden er sie bildete, und daß in einer Welt, die überall so gleich, unter Menschen, die sich überall so ähnlich sind, hier der Schwerpunkt aller Differenzierungen liegt.“ Diese Differenzierungen durch den „Nationalgeist“ seien so weit gediehen, dass „drei hervorragende europäische Nationen, die Deutschen, Franzosen und Engländer, die, rein menschlich gesprochen, einander am vollkommensten ergänzen, tatsächlich außerstand gesetzt sind, einander in ihrer Wesenheit wirklich zu durchdringen und psychologisch unüberbrückbar fern einander gegenüberstehen.“¹⁰ Den Einwand, dass es auch machtpolitische Gesichtspunkte gebe, wehrt sie indigniert ab; sie sei eben für „psychologische Eroberungen“, und sie sehe nicht ein, warum sie nicht „in hundert Jahren recht haben sollte.“¹¹

Bei ihrer psychologischen Betrachtungsweise scheute Annette Kolb sich nicht, auf das Klischee von „Marianne“ und „Michel“ zurückzugreifen. Dabei war die Verwendung von solchen Stereotypen wie Marianne und Michel, John Bull und Onkel Sam für sie „ein vollkommen richtiger Instinkt einer Versinnbildlichung der Nationen“¹²; sie galten ihr als

⁷ KOLB, L'Âme (Anm. 1), S. 6f.

⁸ KOLB, L'Âme (Anm. 1), S. 41.

⁹ KOLB, L'Âme (Anm. 1), S. 12, 15.

¹⁰ KOLB, L'Âme (Anm. 1), S. 20f.

¹¹ KOLB, L'Âme (Anm. 1), S. 27.

¹² KOLB, Annette: Zarastro \ Memento. Texte aus dem Exil. Mit einem Nachwort von Gabriele Förg, München 2002, S. 52. – Die Schweizer Erinnerungen „Zarastro. Westliche Tage“ erschienen erstmals 1921 im Verlag S. Fischer, Berlin.

Verdichtung der durch den Nationalgeist hervorgerufenen Differenzierung der Völker. Deutschland und Frankreich schienen ihr oft dahinzuleben „wie ein sehr männlicher Mann neben einer sehr feinen Frau, die *ihn* durchschaute, die *er* noch nicht verstand.“¹³ Der französischen Sensibilität stehe der deutsche „Idealismus, der geistige Ausblick der Deutschen“ gegenüber, und unterschiedliche Empfindungs- wie Wahrnehmungsmöglichkeiten führten zu gegenseitigen Verletzungen: „Kurz: für ihr Gefühlsleben finden die beiden Völker nicht den adäquaten Austausch.“¹⁴

Annette Kolb fand es höchst merkwürdig, dass die „feinsinnigste Nation der Welt in ihrer Föhlung zur Antike hinter den rauheren Deutschen zuröcksteht“ und dass „in dem, alle anderen Völker überbietenden klassischen Formensinn der Franzosen, ihr Geist ein ungriechischerer ist.“¹⁵ Ihre Auffassung fand sie beim Erscheinen des Reisetagebuchs „Griechischer Frühling“ von Gerhart Hauptmann (1908) bestätigt, in dem sie einen „Sieg des germanischen Geistes“ im Ringen um das Verständnis der griechischen Antike sah. In ihrer Besprechung zeigt sich, wie eine ethnisch orientierte Kulturpsychologie mit ihrer typisierenden Vorgehensweise zu fragwürdigen Verirrungen föhren kann. Sie begrüßte nicht nur die von Gerhart Hauptmann gezogenen Vergleiche zwischen Griechen und Germanen, sondern meinte, sie auch erklären zu müssen: „[...] Und da glaube ich denn, daß nur einem gänzlich unjüdischen Geiste eine so machtvolle und so echte Föhlung zur griechischen Seele beschieden sein konnte, und eine so starke Ahnung ihrer heimlichen, scheinbar so schwer zu erfassenden Beziehungen.“¹⁶ Sie war davon überzeugt, dass nur in der Klärung und Erklärung des Nationalgeistes der Völker und ihrer kulturellen Differenzierungen die Möglichkeit zur Erkenntnis ihrer sich ergänzenden Verwandtschaft liege. Dabei war sie sich durchaus der Tatsache bewusst, dass es stets eine „ungeheure Mannigfaltigkeit von Dingen“ gebe, aus welchen sich „in der Physiognomie einer Nation das Charakteristische gewisser einheitlicher Züge zusammenstellt. Der Schwerpunkt solcher Probleme liegt denn auch in ihren Beziehungen, so daß wir einer Lösung näher schreiten, je synthetischer wir hier verfahren, doch sind es Beziehungen, an welchen nur zu oft, durch die geringe Sichtung, welche sie bisher erfuhren, der Schein des Unzusammenhängenden haftet.“¹⁷

Noch im Jahre 1913 hielt Annette Kolb daran fest, dass es „allen Triple-Alliancen und Triple-Ententen zum Hohn“, eine Gemeinsamkeit der „europäischen Einstellung“ gebe, dass der „Begriff Europäer sich immer mehr zusammenschließt, und wie ja die Idee eines europäischen Krieges wirklich mit jedem Tage geistreicher“ werde;¹⁸ ein Jahr später je-

¹³ KOLB, Zarastro (Anm. 12), S. 45.

¹⁴ KOLB, Zarastro (Anm. 12), S. 44.

¹⁵ KOLB, Annette: Bei Rodin, in: Wege und Umwege (Anm. 2), S. 17f.

¹⁶ KOLB, Annette: Griechischer Frühling, in: ebd., S. 125.

¹⁷ KOLB, Annette: Randglossen zur Psychologie der Nationen, in: ebd., S. 145.

¹⁸ KOLB, Annette: Alarmglöckchen (1913), in: ebd., S. 293.

doch, aber noch vor Beginn des Ersten Weltkriegs, bemerkte sie: „Ich fürchte doch, daß es noch einen Krieg wird geben müssen. [...] Es sollte mich doch wundern, wenn wir ohne jenen letzten und schon unzeitgemäßen Krieg auskommen würden, weil unsere Köpfe zu hart sind, um nicht noch einmal zusammenzustoßen.“¹⁹ Es ist nicht bekannt, welche Ereignisse diesen Sinneswandel bewirkt haben. Vielleicht hat sie die von ihr ignorierte Rolle der Politik erkannt und eingesehen, dass Kriege Auseinandersetzungen zwischen „politischen Staaten“ sind und nicht zwischen „Völkern unterschiedlicher Kulturen“.²⁰

Vor Beginn des Ersten Weltkriegs war Annette Kolb mit nicht ganz 45 Jahren eine bekannte deutsche Autorin, vor allem dank ihres ersten Romans „Das Exemplar“ (1913), der, wie auch die beiden späteren Romane, autobiographisch gefärbt ist. Er fand die Zustimmung des Publikums wie auch der Kritiker und Freunde. So schrieb ihr Hugo von Hofmannsthal am 2. Juni 1913: „Sie können sehr stolz sein. Sie haben Dinge hingestellt, die für die meisten Menschen gar nicht existieren, die wirklich zu fixieren eigentlich kein deutscher Autor auch nur versucht hat.“²¹ Für diesen Roman wurde ihr im gleichen Jahr der – erstmals vergebene – Fontane-Preis zugesprochen.

2. Im Schweizer Exil

Im Jahre 1921 bekannte Annette Kolb: „Soweit ich zurückdenken konnte, und lange ehe er ausbrach, dieser elende Krieg, und dann wieder vom Tage seines Bestehens an, war ich für den Frieden um jeden Preis. Mich interessierte, noch freute mich kein einziger Sieg. Nur dem Frieden gönnte ich den Sieg über eine so schämliche Niederlage wie diesen Krieg.“²² Der Beginn des Ersten Weltkriegs traf sie als „Tochter zweier Vaterländer“ (C. J. Burckhardt) sehr persönlich und machte aus der friedliebenden Autorin eine kämpferische Pazifistin. Wie tief sie der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich getroffen hatte, äußert sie kurz vor ihrer Ausreise in die Schweiz:

„Aber dann kam dieser Krieg, und inmitten des Hasses, der ringsum wie eine kalte Sintflut stieg, und der Wälle, mit denen sich plötzlich die Menschen gegen ihr früheres Denken, Fühlen und Erinnern verschanzten, stürzten mir alle Schranken zusammen. Welchen Halt konnte da gewesene Kritik und Verdrossenheit noch bieten? Wie Strohhalme war das alles von einem Strom der Liebe, der Zugehörigkeit, des Eingedenkens überrascht. Die Franzosen waren jetzt nicht minder meine Brüder als die Deutschen, denn sie waren

¹⁹ KOLB, Annette: Die Ballonfahrt (1911), in: ebd., S. 133.

²⁰ KATZ, Daniel: Nationalismus als sozialpsychologisches Problem, in: WINKLER, Heinrich August (Hg.), Nationalismus, Königstein/ Ts. 1978, S. 67–84, hier S. 76.

²¹ Zit. in: WERNER, Annette Kolb (Anm. 5), S. 95.

²² KOLB, Zarastro\ Memento (Anm. 12), S. 22.

mir nicht minder anverwandt; daß ich sie wider einander heilig hielt, war meine Not, aber meine Heimat lag jetzt zwischen ihnen!“²³

Bei ihrem Vortrag in Dresden am 25. Januar 1915 über „Die Internationale Rundschau und der Krieg“, in dem sie die Notwendigkeit einer internationalen pazifistischen Zeitschrift betonte, um der Kriegshetze entgegenzuwirken, kam es zu Tumulten und Zwischenfällen; man warf Annette Kolb deutschfeindliche Äußerungen vor.²⁴ Dieser Eklat bewog den elsässischen Pazifisten René Schickele, sie um Mitarbeit in den von ihm herausgegebenen „Weißen Blättern“ zu bitten, die in der Schweiz erschienen; daraus entstand eine enge und lebenslange Freundschaft. Als Annette Kolb zur Gründungsversammlung der „Internationalen Rundschau“ in die Schweiz reisen wollte, belegte sie das Bayerische Kriegsministerium am 30. März 1916 mit einer Reise- und Briefsperre, die jedoch nach einer Intervention des mit ihr befreundeten Staatssekretärs Richard von Kühlmann wieder aufgehoben wurde. In der Schweiz, wo sie bis 1919 ihren festen Wohnsitz nahm, stieß sie auf einen Kreis emigrierter deutscher Intellektueller und Pazifisten,²⁵ die sich um die von René Schickele herausgegebenen „Weißen Blätter“, um die von dem Friedensnobelpreisträger A. H. Fried herausgegebene „Friedens-Warte“ oder um die radikaldemokratische „Freie Zeitung“ gruppierten. Letztere lehnte Annette Kolb ab, weil sie nach ihrer Auffassung „die Politik Clemenceaus“ vertrat.²⁶ Sie publizierte in der „Friedens-Warte“ und arbeitete für die „Weißen Blätter“, ein „Sammelbecken der geistigen Opposition gegen den Krieg“²⁷, in denen auch Henri Barbusse, Leonhard Frank, Georg Friedrich Nicolai, Hermann Hesse, Fritz von Unruh und Walter Hasenclever veröffentlichten.²⁸

Neben René Schickele zählten Romain Rolland, Harry Graf Kessler und A. H. Fried zu Annette Kolbs engsten Freunden, mit denen sie darin übereinstimmte, dass nach einer grundlegenden Änderung der politischen Machtverhältnisse in Deutschland – aber auch nur dann – ein Verständigungsfriede möglich sei; dagegen bestanden die Vertreter der Politik des „jusqu’au bout“ (Krieg „bis zum [bitteren] Ende“) darauf, dass der Krieg bis zur endgültigen Niederlage des preußisch dominierten Deutschland geführt werden müsse.²⁹

²³ KOLB, Annette: Letzte Briefe an einen Toten, in: Die „Friedens-Warte“ 18 (1916), S. 110–117, hier S. 117.

²⁴ KOLB, Annette: Die Internationale Rundschau und der Krieg (Ein unpolitischer Vortrag, gesprochen zu Dresden am 15. Januar 1915), in: Briefe einer Deutsch-Französin, Berlin 1916, S. 133.

²⁵ Zum Schweizer Exil vgl. RIESENBERGER, Dieter: Deutsche Emigration und Schweizer Neutralität im Ersten Weltkrieg, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 38 (1988), S. 127–150.

²⁶ KOLB, Zarastro\ Memento (Anm. 12), S. 105.

²⁷ MOMMSEN, Wolfgang J.: Bürgerliche Kultur und künstlerische Avantgarde 1870–1918. Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich, Frankfurt a. M. 1994, S. 152.

²⁸ KOROL, Martin: Deutsches Präexil in der Schweiz 1916–1918, Bremen-Tartu 1999, S. 213.

²⁹ Dazu RIESENBERGER, Dieter: Alfred Hermann Fried (1864–1921), in: RIESENBERGER, Gisela und Dieter (Hg.), Alfred Hermann Fried, Mein Kriegstagebuch. 7. August 1914 bis 30. Juni 1919, Bremen 2005, S. 7–23, hier S. 17.

In einem Artikel, der am 5. April 1917 im ententefreundlichen „Journal de Genève“ erschien, prangerte Annette Kolb die Hetze der französischen Presse gegen die Deutschen ebenso an wie die der deutschen gegen die Franzosen, und sie forderte alle „anständigen“ Deutschen auf, sich gegen die kriegslüsternen Militärs und Politiker zu verbünden. Wenige Monate später richtete sie einen Appell an die deutschen Frauen: „Schließt euch zusammen und knechtet den geistigen Mob. Er ist es, der zur Herrschaft gelangte und sich triumphierend behauptet. Setzt ihn ab. Er ist der Feind. [...] Gelingt es den Auserwählten nicht, durch alle Länder und über alle Grenzpfähle hin ihre Macht zu sichern, so wird der Friede ohnmächtig und mit leeren Händen vorüberziehen.“³⁰

Nach dem Ersten Weltkrieg erklärte Annette Kolb in einem Selbstporträt: „A. K. ist von deutscher und französischer Abkunft, und während des Weltkrieges hielt sie es mit den Deutschen und Franzosen zugleich: ein unmögliches Unterfangen [...]. Aber falls ihr eine Befriedung Europas erlebt, wie ich es für euch ersehne, werdet ihr es begreiflich finden.“³¹ Diese ‚doppelte Liebe‘ hinderte sie jedoch nicht, wütend und verzweifelt zu protestieren, als sie von den geradezu barbarischen Zerstörungen durch deutsche Truppen bei ihrem Rückzug durch Frankreich hörte:

„Aber zu meinem Entsetzen fand ich da jene Verwüstungen, und zwar mit unleugbarer Genugtuung als ‚militärische Notwendigkeit‘ in den deutschen Blättern bestätigt. So ward jenem so aufgerissenen und gemarterten Boden eine neue Schmach zugefügt, und ein genarrtes Volk gehorchte als sein eigener Henker den Befehlen, die ein Hut voll toll gewordener Idioten, ‚Oberste Heeresleitung‘ genannt, ihm erteilte. Diese ‚militärischen Notwendigkeiten‘! Oh, wieviel deutsche Landsmänner würden ihretwegen kläglich verderben! Ein Sturm brach in mir los, um so heftiger nur, als er in Ohnmacht sich entfesselte und seinem Rasen nichts im Wege stand. [...] Stäupen hätte ich sie lassen mögen, diese Herren Befehlshaber, keine Strafen wären mir jämmerlich genug erschienen für diese menschenunwürdigen Köpfe, deren Nasen kurz ausliefen wie die Schnauzen der Hunde, oh! ebenso unfähig wie Hunde den geistigen Gang der Dinge zu spüren! Und die erbärmlichen Blasen dieser infantilen Gehirne, durch ein Wunder des Teufels für wirkliche Felsengebirge gehalten, beherrschten und verrammelten heute als ‚militärische Notwendigkeiten‘ alle Straßen der Welt! Nein! das war kein Leben! Es war nicht zu ertragen!“³²

Unter den deutschen Emigranten galt Annette Kolb als integre Person in einer intriganten Umgebung. Leicht herablassend charakterisierte Stefan Zweig sie als „eine gute Seele, ein

³⁰ KOLB, Annette: An die Frauen!, in: Neue Zürcher Zeitung vom 26. August 1917, zit. in: WERNER, Annette Kolb (Anm. 5), S. 106.

³¹ KOLB, Annette: Befohlenen Selbstporträt für Quartaner, in: Beschwerdebuch, Berlin 1932, S. 137.

³² KOLB, Zarastro\ Memento (Anm. 12), S. 34.

wenig zerstreut, ein wenig altjüngferlich, nicht allzu klar in ihrem Denken, aber ich glaube, von Herzen gut.“³³ Im Mai 1917 kam sie der Bitte Ernst Blochs nach, ihn bei dem ehemaligen Krupp-Direktor Wilhelm Muehlon einzuführen.³⁴ Sie war wie Romain Rolland, die Brüder Unruh, Harry Graf Kessler und René Schickele gern gesehener Gast im Salon von Berta Zuckerkandl, der als gesellschaftlicher Mittelpunkt galt; Berta Zuckerkandl, Tochter eines mit dem österreichischen Kronprinzen Rudolf befreundeten Journalisten, war eine der „zentralen und schillerndsten Frauen der deutsch-österreichischen Szene.“³⁵

Heiter-ironisch beschreibt Annette Kolb ihre Situation in der von Misstrauen und Verdächtigungen geprägten Atmosphäre der schweizerischen Hauptstadt:

„Eine ganze Weile brachte ich gewiß alle Spionagen und Gegenspionagen zur Verzweiflung. Scheinbar für eine jede ein kinderleichter Fang, war das Verwirrende gewiß, daß ich gleichzeitig in Diensten *sämtlicher* Regierungen zu stehen den Anschein haben mußte. Wenn jemand keine Partei kannte, so war ich es. Außer Japan, China, Rußlaarokko durften nur noch Schweden, Norwegen und Dänemark sich rühmen, daß keiner ihrer Staatsangehörigen bei mir gewesen sei. Mein Zimmer war so recht die Halle der vergeblichen Zusammenkünfte, und wenn ich auch keine einzige vom Zaune brach, schob ich doch auch keiner einzigen den Riegel vor, selbst als mir kein Zweifel über ihre Vergeblichkeiten blieb. [...] So setzte ich mich in Bewegung, so braute ich mit Todesverachtung meine Tees, ob mich auch schon ein wahres Grauen vor all den Nieten faßte, die sich zu Bergen vor meinem Tisch häuften [...] den Dümmden und ungeschicktesten Leuten schenkte ich dennoch Gehör. Vielleicht war gerade dieser Narr der reine Tor, vielleicht hatte ich doch recht.“³⁶

Skeptisch und hellsehtig beurteilte Annette Kolb die Situation nach dem Waffenstillstand. Sie nahm „knirschend“ die Appelle der Deutschen an die Großmut der Sieger zur Kenntnis und verurteilte die „Taktik der Sieger“, denn sie würde es „den Schuldigen ermöglichen, sich herauszureden. Schon damals sah man es kommen.“³⁷ Der Krieg hatte sie gelehrt, dass Machtfragen sehr wohl das Verhältnis zwischen Völkern und Staaten bestimmen:

„Wir stehen wieder am Anfang aller Tage: das heißt am Ende. [...] Um Machtfragen werden sich nach wie vor die Dinge drehen, und nach wie vor wird sich herausstellen, daß es nichts neues unter der Sonne gibt. Macht

³³ Zit. in: KOROL, Deutsches Präexil (Anm. 30), S. 226.

³⁴ KOROL, Martin: Einleitung, in: DERS. (Hg.), Ernst Bloch, Kampf, nicht Krieg. Politische Schriften 1917–1919, Frankfurt .a. M. 1985, S. 15–71, hier S. 53.

³⁵ KOROL, Deutsches Präexil (Anm. 30), S. 226.

³⁶ KOLB, Zarastro\ Memento (Anm. 12), S. 74f.

³⁷ KOLB, Zarastro\ Memento (Anm. 12), S. 104.

wird vor Recht gehen, denn Macht geht vor Recht. Es ist Sache des Rechts, die Macht an sich zu reißen, eine neue Realpolitik zu ermöglichen, nicht ausdrückbar durch Lüge, Feuer und Mord; eine Exekutive zu befestigen, welche die aus Lüge, Feuer und Mord errungenen Vorteile verachten, und Lüge, Feuer und Mord nicht ausspielen würde gegen Lüge, Feuer und Mord.“³⁸

3. Vergebliche Bemühungen zwischen den Kriegen (1919-1939)

Im Jahre 1920 – Annette Kolb war inzwischen 50 Jahre alt – bekannte sie: „Mein Leben wird letzten Endes vor allem die Geschichte eines Gedankens gewesen sein, der einer deutsch-französischen Verbrüderung! Deren Zusammenbruch ich erfahren mußte, auf deren Verwirklichung aber für mich das Heil Europas, also auch der Welt beruht.“³⁹ Durch Vermittlung des französischen Diplomaten Barrère konnte sie bereits im November 1920 als eine der ersten deutschen Privatpersonen Paris besuchen; im April 1921 trafen sich die beiden zu einer Frankreichreise. Barrère vertrat die – von Annette Kolb geteilte – Auffassung, dass die deutsch-französischen Beziehungen nur über persönliche Kontakte verbessert werden könnten, und bestärkte sie darin, die Beziehungen zu ihren französischen Freunden zu intensivieren.⁴⁰ Erstaunt stellte Annette Kolb fest, dass ausgerechnet im besetzten Wiesbaden die Einwohner, die „im direkten Kontakt“ mit den Franzosen lebten, nicht die einzelnen Franzosen verantwortlich machten „für jeden Unfug, der über ihre Köpfe hin geschieht“. Wohl zu Recht zog sie daraus den Schluss, dass der Hass gegen die Franzosen weit mehr „ein Dogma des unbesetzten als des besetzten Gebietes [ist], weit mehr eine gefährliche Parole als eine lebendige Tatsache.“⁴¹

Mit Hilfe einer Staatsanleihe konnte Annette Kolb in Badenweiler ein kleines Haus bauen, in unmittelbarer Nähe zu René Schickele und seiner Frau, mit denen sie eng befreundet war. René Schickele, im Elsass geboren, hielt ebenso wie Annette Kolb schon vor dem Ersten Weltkrieg die deutsch-französische Verständigung für den Angelpunkt der Weltpolitik; er war davon überzeugt, dass ohne eine Zusammenarbeit beider Völker in Europa kein Friede möglich sei. Die Wahl Badenweilers als Wohnort war von geradezu symbolischer Bedeutung für Annette Kolbs binationale Grundstimmung: „Denn das Entscheidende an diesem Ort ist seine geographische Lage sowie sein Klima. Eine halbe Stunde von der Schweiz, noch näher an Frankreich, mit einem Himmel, der an Italien erinnert. [...] Nicht mit unendlicher Sehnsucht, nein, sondern mit unendlicher Gelassenheit grüßen die Vogesen und der Schwarzwald einander.“⁴² Frankreich, Deutschland und Eu-

³⁸ KOLB, Zarastro \ Memento (Anm. 12), S. 120.

³⁹ Zit. in: WERNER, Annette Kolb (Anm. 1), S. 135.

⁴⁰ KOLB, Annette: Kleine Fanfare, Berlin 1930, S. 57.

⁴¹ KOLB, Annette: Wiesbaden, in: Die Weltbühne 27 (1921), S. 341–343), hier S. 342.

⁴² KOLB, Annette: Badenweiler, in: Beschwerdebuch (Anm. 33), S. 135.

ropa bestimmten ihr Denken und Handeln: „Frankreich mit seinem rar gewordenen Blut ist unser Wein. Sein Leben ist der Welt notwendig, Deutschlands geistige Existenz ist eine Großmacht geblieben, intangibel und der Welt notwendig.“⁴³ Politik gipfelte für sie darin, dass Deutsche und Franzosen sich vereinigten, wie einst unter Karl dem Großen, in einem „große[n] westliche[n] Reich. Dann war die Welt erlöst. Diese fixe Idee führte fast bis in meine Kindheit zurück.“⁴⁴ Sie unterstützte die von Graf Coudenhove-Kalergi gegründete Europabewegung, besuchte den Paneuropa-Kongress in Wien (1925), begeisterte sich für Wien als Hauptstadt Europas, wenn „Paneuropa so weit ist. [...] Paris ist die holdeste, London die imposanteste, Berlin ist die spannendste, Wien aber [...] ist die adeligste Stadt.“⁴⁵ 1926 wählte sie der deutsche Zweig des „Verbandes für kulturelle Zusammenarbeit“ zum Mitglied.

Am Ende der zwanziger Jahre stand Annette Kolb auf dem Höhepunkt ihres Ansehens. Für ihren Roman „Daphne Herbst“ (1928), eine Familiensaga, die in München und Wien um 1900 spielte, erhielt sie 1931 den Gerhard-Hauptmann-Preis; auch war sie mit Ina Seidel, Erica von Mandel-Manzetti, Ruth Schaumann, Käthe Kollwitz und Ricarda Huch für den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt nominiert, der schließlich an Ricarda Huch vergeben wurde.⁴⁶ Ihr „Versuch über Briand“ (1929), vom Rowohlt-Verlag in Auftrag gegeben, ist keine klassische Biographie, sondern ein breit angelegter Essay; das Gespräch der Autorin mit Briand vermittelt kaum Informationen, viel eher Atmosphäre. Doch mitunter formuliert sie Einsichten, die auch heute noch Bestand haben, etwa wenn sie zur Funktion von Kriegen schreibt: „Was sind Kriege anders als eine schlechte Ausrede, ein Waffenstillstand im eigenen Hause, die Flucht vor sich selber, die Jagd nach dem Imaginären, das Ausweichen vor dem inneren Feind?“⁴⁷ Sie sieht Briand fanatisch erfüllt von dem „Gedanken des Friedens“; kein Volk sei stärker am Frieden interessiert als das französische; keines sei weiter davon entfernt, an einen Angriff zu denken.⁴⁸ Trotz aller Bemühungen der deutschen und der französischen Politik stünden sich die beiden Völker noch fremd gegenüber. Zunächst müsse – und damit greift sie Gedanken aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg auf – Klarheit geschaffen werden über „gewisse Extreme, die sich nicht berühren“; ihnen müsse man sich zuwenden, denn „hier gähnen sie, die verdrießlichen Klüfte.“ Dennoch hielt sie im Sinne der völkerpsychologischen Betrachtungsweise daran fest, es könne nirgendwo „eine so volle Ergänzung für das deutsche Wesen geben außer in dem Franzosen, nirgends auf der Welt für Frankreich, es sei denn Deutschland.“⁴⁹

⁴³ KOLB, Annette: Fahrt durch Frankreich, in: Die Weltbühne 20 (1924), S. 225–228, hier S. 228.

⁴⁴ KOLB, Annette: Versuch über Briand, Berlin 1929, S. 10.

⁴⁵ KOLB, Beschwerdebuch (Anm. 33), S. 158f.

⁴⁶ LEITGEB, Hanna: Der ausgezeichnete Autor. Städtische Literaturpreise und Kulturpolitik in Deutschland 1926–1971, Berlin/New York 1994, S. 104.

⁴⁷ KOLB, Versuch über Briand (Anm. 47), S. 54.

⁴⁸ KOLB, Versuch über Briand (Anm. 47), S. 93, 119.

⁴⁹ KOLB, Versuch über Briand (Anm. 47), S. 51, 54.

In dem „Versuch über Briand“ hatte Annette Kolb zwar mit Befremden, aber noch mit Gelassenheit festgestellt: „Es wird heute wieder mehr vom Kriege als vom Frieden gesprochen, an sich bedeutet das nichts, aber die Atmosphäre hat sich getrübt.“⁵⁰ Doch schon drei Jahre später warnte sie in ihrem „Beschwerdebuch“ (1932) vor der Kulturbarbarei des Nationalsozialismus: „Nur nicht glauben, daß die Nazibanden vor einem ‚Goethe verrecke!‘ zurückschrecken. Er wäre heute wohl außer Landes. [...] Um uns, um Frankreich geht es jetzt! Um uns, die wir vereint das Salz der Erde wären. Doch bändigen wir die Hoffnung. Viel zu viele sind geschäftig, die Freudenfeuer zu zertreten auf Ithaka!“⁵¹ Sie mahnte Widerstand und Charakterstärke an in der Auseinandersetzung sowohl mit dem Faschismus als auch mit dem Bolschewismus:

„Da ist einesteils der Bolschewismus in seiner ganzen Tatkraft, andererseits Erstarrung, als sei er das Unaufhaltsame, wodurch er es wird. [...] Je mehr man vor ihm zittert, um so mehr läßt man sich von ihm infizieren. [...] Möchte ein Freier den bolschewistischen oder [...] den faschistischen Terror bei uns miterleben? Wovor fürchtet er sich so maßlos, daß er vor ihm kriecht, bevor er noch hereinbrach; und ist Furcht eine Taktik, daß er gebannt vor ihm steht wie das Eichhörnchen vor der Schlange, die sich ihm entgegenwindet, um es zu erdrücken, und der es doch mit einem Satz entkämme. Die gefährliche Aktion des Bolschewismus wie des Faschismus ist die Vergasung der Gemüter, mit der er sein Kommen vorbereitet. [...] Aber das sage ich doch gleich im Voraus, damit sie's wissen und für alle Fälle: Lieber ‚gekillt‘ [von den Bolschewisten] oder ‚liquidiert‘ [von den Faschisten], als ohne Recht auf freie Meinungsäußerung zu leben. Kann es sein, daß unsere Mannesleute anders denken und vorziehen, sich einstweilen faschistisch, später bolschewistisch umzustellen? Umstellen! Welch ein Wort!“⁵²

Auf ihrem „Notizblock“ hielt sie fest: „Wenn mir jemand sagt: ‚Ich bin kein Nazi, aber ...‘, dann weiß ich schon, daß er einer ist.“⁵³ Daraus zog sie die Konsequenz: „Auch die Zeit erläßt jeweils ihre Notverordnungen: zu seinem Europäertum und seinem Pazifismus kann sich heute einer nicht laut genug bekennen.“⁵⁴

Als Annette Kolb am 5. Februar 1933 beim Kölner Rundfunk aus ihrem freimütigen „Beschwerdebuch“ vorlas, reagierten ihre Freunde entsetzt. Zudem erfuhr sie, dass René Schickele nach einem Ferienaufenthalt in Frankreich wegen der sich verdüsternden Atmosphäre in Deutschland nicht mehr nach Badenweiler zurückkehren werde. Und Manfred Hausmann warnte sie so eindringlich, dass sie am 21. Februar 1933 mit zwei Handkoffern

⁵⁰ KOLB, Versuch über Briand (Anm. 47), S. 65f.

⁵¹ KOLB, Beschwerdebuch (Anm. 33), S. 107.

⁵² KOLB, Beschwerdebuch (Anm. 33), S. 141–143.

⁵³ KOLB, Beschwerdebuch (Anm. 33), S. 118.

⁵⁴ KOLB, Beschwerdebuch (Anm. 33), S. 118.

nach Basel flüchtete. Anstatt sich bei Freunden in der Schweiz einzuquartieren, nahm sie eine Einladung von Aline Mayrisch nach Luxemburg an, die mit dem luxemburgischen Stahlmagnaten verheiratet war und auf Schloss Colpach zahlreiche Künstler und Intellektuelle als Gäste aufnahm, darunter Ernst Robert Curtius und André Gide.⁵⁵ Die mit der Machtergreifung verknüpften Ereignisse haben die Pazifistin zu einer radikalen Änderung ihrer Überzeugung gezwungen; sie kämpfte nun nicht mehr gegen den Krieg - fortan kämpfte sie gegen Hitler: „Ich habe an dem Tage aufgehört, Pazifistin zu sein, als Hitler die Macht ergriff.“⁵⁶

Nach Aufhalten bei Freunden und in Hotels mietete sich Annette Kolb in Paris eine Wohnung. Inzwischen war 1934 ihr dritter Roman „Die Schaukel. (Eine Jugend in München)“ erschienen. Nun publizierte sie in der von Klaus Mann herausgegebenen Exilzeitschrift „Maß und Wert“ den ersten Akt eines unvollendeten Dramas „Die Grenze“, unter dem Titel „Kriegsvorabend 1914“ und sie übersetzte „La Guerre de Troie n’aura pas lieu“ (1936 in Wien aufgeführt; Uraufführung Paris 1935). 1936 erhielt sie dann mit Hilfe Barrères die französische Staatsbürgerschaft. 1937 erschien ihre Biographie „Mozart. Sein Leben“ im Bermann-Fischer Verlag (Wien) sowie der Essay „Festspieltage in Salzburg“ im Amsterdamer Exilverlag Allert de Lange, der ein Jahr später auch „Festspieltage in Salzburg und Abschied von Österreich“ herausbrachte. Öffentliche politische Äußerungen vermied sie: „Ich habe noch sehr nahe Angehörige in Deutschland; deshalb halte ich mich sehr zurück, unterschreibe keine Manifeste etc. [...] Ich habe solche Angst, ihnen zu schaden. Sie werden begreifen.“⁵⁷ Zu ihrer Überraschung wurde sie im Februar 1939 von Dorothy Thompson, der Präsidentin des PEN-Clubs und glühenden Bewunderin Thomas Manns, zum Internationalen PEN-Kongress in New York eingeladen. Anfang Mai 1939 trat die fast Siebzijährige die Schiffsreise an; in New York wohnte sie bei Dorothy Thompson.

Höhepunkt ihres Aufenthalts in den USA war der Empfang im Weißen Haus und die Begegnung mit Präsident Roosevelt: „Das herrliche Weiße Haus [...] hat etwas vom Charakter eines englischen Landedelsitzes, und daß die Gattin des Präsidenten uns so weitgehend die honneurs desselben machte, lag wohl im Programm dieses Tages; es bestand wohl die Absicht, uns möglichst viel Ehre zu erweisen, weil doch die meisten von uns so vom Stengel gefallen waren.“⁵⁸ Sie fühlte sich an bessere Tage erinnert, daran, dass die Weimarer Republik „die geistigen Arbeiter vor allen anderen“ ehrte; sie erinnerte sich an Badenweiler, wo Minister und Staatssekretäre ihren Sommerurlaub verbrachten, und

⁵⁵ WERNER, Annette Kolb (Anm. 1), S. 171f.

⁵⁶ Zit. in: SAINT-GILLE, Anne-Marie: Annette Kolb: la ‚Précieuse Radicale‘, in: HOOCK-DEMARLE, Marie-Claire (Hg.), Femmes, Nations, Europe, Paris 1995, S. 259–266, hier S. 263.

⁵⁷ A. Kolb an R. Olden vom 26. April 1938, zit. in: PFLUG, Günther (Hg.), Der deutsche PEN-Club im Exil 1933–1948. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek Frankfurt am Main, Frankfurt a. M. 1980, Nr. 348, S. 240.

⁵⁸ KOLB, Annette: Glückliche Reise, in: Zeitbilder 1907–1964, Frankfurt a. M. 1984, S. 133.

„auch der jeweilige Reichskanzler säumte nicht, uns zu besuchen. Galt es doch in jener Zeit, die Dichter zu ehren.“⁵⁹ Nach dem Empfang im Weißen Haus verbrachte sie noch fünf Tage bei der Familie Mann in Princeton, dann, am 25. Mai, begann die Rückfahrt nach Paris; der Bericht über ihre „Glückliche Reise“ erschien 1940 im Bermann-Fischer-Verlag Stockholm. Knapp ein Jahr später flüchtete sie zum dritten Mal, als Deutschland im Mai 1940 in Frankreich einmarschierte. Unter abenteuerlichen Umständen gelang ihr die Flucht über Madrid nach Lissabon; von dort aus flog sie nach New York (vgl. „Memento“, 1960). 1941 erschien im Bermann-Fischer Verlag Stockholm ihre Biographie „Franz Schubert. Sein Leben“, die sie noch in Barcelona beendet hatte.

Im amerikanischen Exil litt Annette Kolb zwar unter finanziellen Schwierigkeiten, konnte sich aber durch ihre schriftstellerische Arbeit über Wasser halten; sie litt auch unter Krankheiten, aber am meisten litt sie unter mangelnder Anerkennung durch das amerikanische Publikum. Sie beschwerte sich darüber, dass in New York „während der Emigration [...] keine Nachfrage nach meinen Ansprachen [war]. Als ich dennoch eine Rede hielt, kamen zwar viele Emigranten, aber kein einziger Einheimischer.“⁶⁰ Bereut hat sie ihre Flucht jedoch nicht. Sie betrachtete es als „höchste Pflicht für jeden von uns, sie [die Nationalsozialisten] zu besiegen – unter äußerster Mißachtung für die persönlichen Folgen.“⁶¹ Ihr Artikel „La Débâcle“, in der 1941 von Klaus Mann gegründeten Zeitschrift „Decision“ veröffentlicht, fand jedoch keine Resonanz, vielleicht auch deswegen, weil sie darauf hinwies, dass es Nazis in allen Ländern gebe:

„Aus verschiedenen psychologischen und politischen Gründen trägt Deutschland die schreckliche Verantwortung, diese Seuche über die Welt gebracht zu haben, aber an der Verantwortung für ihre wachsende Verbreitung haben alle teil. Müssen wir die Nazis nennen, die bereit sind, Hitler in Wien, Prag, Warschau, Oslo, Kopenhagen, Brüssel, Amsterdam, Paris, Belgrad, Athen und so weiter zu helfen? Können wir für einen Augenblick daran zweifeln, daß die englischen Nazis mit von der Partie wären, – gäbe es nicht Churchills feste Kontrolle. Und Amerika? Sie sind hier genauso eine Prozentfrage wie unsere anderen gefährlichen Verbrecher.“⁶²

In ihrem Nachlass liegt das Manuskript für eine Radioansprache an das deutsche Volk, die wohl nicht ausgestrahlt wurde. Darin hält Annette Kolb den Deutschen vor, sie ließen sich „von brutalen Führern regieren, die den Schrecken der zivilisierten Welt hervorgerufen haben.“ Sie bezeichnet die Nazis als „Erzfeinde der Menschheit“, weil sie an die „Bestie

⁵⁹ KOLB, Glückliche Reise, S. 133.

⁶⁰ KOLB, Annette: Gruß an Deutschland, Mskr. ohne Überschrift, ohne Datum (um 1953) (2 Bl.), in: Archiv Annette Kolb, Schriften L 3843 B, Bl. 1. – Das Archiv Annette Kolb befindet sich in Monacensia, Literaturarchiv und Bibliothek München.

⁶¹ KOLB, Annette: La Débâcle, zit. in: WERNER, Annette Kolb (Anm. 1), S. 231.

⁶² KOLB, La Débâcle, S. 231.

im Menschen“ (Kurt Schumacher) appellierten. Sie fordert die Deutschen auf, die „Gewaltherrscher“ vor Gericht zu stellen, bevor es zu spät sei; es drohe die Gefahr, dass man die Täter mit dem deutschen Volk gleichsetze – „Und das ist die größte Gefahr, mit der ihr heute konfrontiert seid.“⁶³

Am 10. Juli 1944, sechs Wochen vor seinem Einzug in die französische Hauptstadt, sprach General de Gaulle bei einem Empfang für die französische Kolonie im New Yorker Waldorf Astoria Hotel. Annette Kolb war unter den Zuhörern, denn sie hatte folgende Einladung erhalten: „General de Gaulle, Präsident der provisorischen Regierung der Französischen Republik, bittet Sie, ihm die Ehre zu erweisen, am Empfang teilzunehmen, den er am Montag, den 10. Juli 1944, im Waldorf-Astoria gibt.“⁶⁴ Man sah „einen großgewachsenen Mann in Weiß, der Jugendlichkeit, Aufrichtigkeit und Vornehmheit ausstrahlte.“ Nach dem halbstündigen Vortrag schlug er unerwartet vor, die „Marseillaise zu singen, und stimmte sie selbst mit bewegender Schlichtheit an; so beendete er den Empfang, er stieg vom Podium herab, ging langsam, aber ohne stehen zu bleiben, durch die jubelnde Menge und war verschwunden.“⁶⁵ Annette Kolb war nicht nur beeindruckt, sie war fasziniert von diesem Mann, in dem sie den künftigen Retter Europas sah.

4. Späte Anerkennung

Annette Kolb kam als eine der ersten Emigranten nach Europa zurück. Zunächst hielt sie sich bei ihrer Lieblingsschwester Germaine in Irland auf, bevor sie nach Paris zurückkehrte. Da ihre Wohnung zwangsvermietet war, lebte sie bei Freunden oder in überbelegten Hotels. Später verbrachte sie den Winter in ihrer Pariser Wohnung, den Sommer in ihrem Haus in Badenweiler, bis sie schließlich auf wiederholtes Anraten von C. J. Burekhardt 1961 endgültig nach München umzog. Als letzte größere Arbeit erschien im Jahre 1947 die romanhafte, aber kritische Biographie über „König Ludwig II. von Bayern und Richard Wagner“.

Am 15. Oktober 1946 hielt Annette Kolb vor dem „Comité des Réfugiés intellectuels“ in Genf, dann am 1. November 1946 vor der „Société des Gens de Lettres“ in Bern eine Rede, in der sie auf den Zustand Europas einging. Nach ihrer Auffassung begann Deutschlands Verhängnis an dem Tag, als die deutschen Staaten „allesamt sich unter der Vorherrschaft Preußens als eine Einheit darstellen mußten, sogar jene deutschen Länder, die ihm durch die Rasse wie den Charakter am fremdesten waren: Nennen wir nur das Rheinland [...], nennen wir die kosmopolitischste Ecke Deutschlands, das ehemalige Großherzogtum Baden, reich an Erinnerungen, nennen wir vor allem den ganzen Süden,

⁶³ KOLB, Annette: A Radio Address to the People of Germany (3 Bl.), in: Archiv Annette Kolb, Schriften L 3874; Zitate: Bl. 1, Bl. 2, Bl. 3.

⁶⁴ Einladungsbillet in: Archiv Annette Kolb, Biographisches. Orden.

⁶⁵ KOLB, Annette: July 10th 1944 in Newyork (3 Bl.), [In Memoriam of July 10th 1944 in New York], Mskr. ohne Datum, in: ebd., Schriften L 3876, Bl. 1–3.

vornehmlich das halb keltische Bayernland“.⁶⁶ Ihre heimliche Liebe galt dem Deutschland zur Zeit Mozarts, in

„viele kleine Fürstentümer zerfallen und von kleinen Duodezfürsten regiert, gänzlich dezentralisiert, aber wichtige Zentren der Kunst und des Gedankens bildend [...]. Als Machtfaktor nur bedingt vorhanden und kein zusammenhängendes Gebilde, rief dieses Deutschland herrliche Dichter ins Leben und brachte ein Genie wie Goethe zur Entfaltung. Dem gnadenlosen Geschäft der Politik nicht wesentlich zugewandt, war die Weite seines Horizonts seine eigentlichste Heimat, sein Merkmal, sein Element, das Zeichen, in dem es vornean in den Reihen der Völker stand.“⁶⁷

Das durch Preußen geeinte und von Preußen dominierte Deutschland sei es gewesen, das letztlich Europa zerstört habe: „Heute fühlen wir ja alle, daß Europa dem Abgrund zutaumelt.“ Allein von Frankreich, der „einzigen Citadelle“ des Okzidents, sei die Rettung Europas zu erhoffen: „Wenn wir die These verfechten, daß Europa dem Untergang geweiht ist, es sei denn, Frankreich wird es davor bewahren, sind wir weit entfernt, dem Nationalismus zu frönen [...]. Sondern wir glauben Frankreich berufen wegen seiner Tradition, seiner außerordentlichen Geschichte.“ Annette Kolb zog eine Linie von Karl dem Großen über Heinrichs IV. von Frankreich ‚Grand Dessein‘ bis zu Napoleons I. Versuch, Europa als „ein einziges Gebilde“ zu meistern; von hier konstruierte sie eine Linie zu „Demjenigen, welchem die Idee, der Wagemut, das Format innewohnt, den Handschuh aufzuheben, den ihm das Schicksal zuwirft“ – und dieser Mann war für sie eben General de Gaulle, der am Donnerstagabend des 24. August 1944 an der Spitze der 2. Panzerdivision nach Paris vordrang und sich mit der Résistance vereinigte. Sie sah in ihm den „Stern unseres bedrohten Occidents, der uns aufgeht in der Nacht, die uns umringt.“⁶⁸

Die Verehrung, die sie de Gaulle entgegenbrachte, bewahrte sie ihr ganzes Leben lang. Von 1955 an überwies sie regelmäßig Spenden an die „Union privée pour l’aide à l’action nationale du Général de Gaulle“, für die sich das Privatsekretariat des Präsidenten am 15. März 1958 bedankte: „Ich weiß, daß Ihre Treuebezeugungen zu denen gehören, die mich nicht teilnahmslos lassen. Der General ist davon tief berührt.“⁶⁹ Im Jahre 1963 übersandte Annette Kolb dem französischen Präsidenten ihre ins Französische übersetzte Biographie über Mozart und Ludwig II.⁷⁰

Während in der französischen Besatzungszone einerseits Hunger und Demontagen die Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen erschwerten, bemühten sich anderer-

⁶⁶ Das Manuskript im Archiv Annette Kolb (9 Bl.), Schriften L 3872, das der Rede, gehalten vor dem „Comité des Réfugiés intellectuels“ in Genf, am 1. November 1946 vor der „Société des Gens de Lettres“ zugrunde liegt, hat keine Überschrift. Zitat: Bl. 1.

⁶⁷ KOLB, Annette: Mozart. Sein Leben, Frankfurt a. M. 1984, S. 142f.

⁶⁸ Zitate der Rede, gehalten am 15. Oktober 1946 und am 1. November 1946: Bl. 4, Bl. 6, Bl. 5, Bl. 7.

⁶⁹ Archiv Annette Kolb, Biographisches. Orden.

⁷⁰ Dankschreiben Secrétaire Particulier des Präsidenten der Republik vom 26. November 1963, in: ebd.

seits die Kulturabteilungen der Militärregierung um eine Förderung geistiger Verständigung. Sie unterstützten den Aufbau der Universitäten in Freiburg im Breisgau und in Göttingen, sie gründeten 1947 die Akademie der Verwaltungswissenschaften in Speyer und die Dolmetscherhochschule in Germersheim, sie halfen bei der Wiederbegründung der Universität Mainz, der „Akademie der Wissenschaften und der Literatur“ (1949) sowie bei der Neugründung des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz.⁷¹ Bei der Reorganisation des literarischen Lebens in der französischen Besatzungszone spielte Alfred Döblin, Verfasser des Romans „Berlin Alexanderplatz“, als französischer Kulturoffizier in Baden-Baden (1946–1949) eine wichtige Rolle.⁷² Annette Kolb traf sich mit ihm, um über künftige literarische Projekte zu sprechen; sie kannten sich schon längere Zeit, waren beide früh aus Deutschland emigriert, hatten schließlich in den USA Zuflucht gefunden und sich 1945 in Paris wiedervereinigt; wie Annette Kolb war auch Alfred Döblin 1936 französischer Staatsbürger geworden. Seit Oktober 1946 gab er die Zeitschrift „Das goldene Tor“ heraus, in der auch Annette Kolb publizierte. Als er 1949 mit französischer Unterstützung die Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur gründete, gehörte Annette Kolb zu den Gründungsmitgliedern. Es ist ihr Verdienst, dass zwei Jahre später André Malraux, Jean Cocteau und Jules Supervielle die Wahl zu korrespondierenden Mitgliedern annahmen. Allerdings war die Teilnahme an den Sitzungen für sie selbst unbefriedigend, weil „Literatur und Geist kaum zur Sprache kamen.“⁷³

Annette Kolb teilte die Auffassung von Ernst Robert Curtius, dass, wenn „ein Dialog zwischen dem deutschen und dem französischen Geist“ wieder beginnen solle, das erste Wort „nicht von uns gesprochen werden“ dürfe.⁷⁴ Davon gingen auch die französischen Intellektuellen aus, die als Journalisten, Germanisten, Historiker oder Politikwissenschaftler in den Kulturabteilungen der französischen Besatzungsbehörde oder bei privaten Mittlerinitiativen ein Netzwerk für gesellschaftliche und kulturelle Begegnungen aufbauten und zu Vorläufern der seit den späten fünfziger Jahren entstehenden offiziellen Institutionen in beiden Ländern wurden.⁷⁵ Sie belegen damit, dass „individuelle Akteure auch im internationalen Kontext in ihrem Handeln Artikulatoren der viel zitierten ‚Tendenzen der Zeit‘ [sind]; zugleich aber tragen sie durch ihr Handeln dazu bei, existierende politische, gesell-

⁷¹ KOZA, Ingeborg: Völkerversöhnung und europäisches Einigungsbemühen, Köln/Wien 1987, S. 42f.

⁷² VORMWEG, Heinrich: Prosa in der Bundesrepublik seit 1945, in: LATTMANN, Dieter (Hg.), Die Literatur der Bundesrepublik Deutschland, München/Zürich 1973, S. 141–343, hier S. 204.

⁷³ Zit. in: STROHMEYER, Armin: Annette Kolb. Dichterin zwischen den Völkern, München 2002, S. 253.

⁷⁴ E.-R. Curtius an A. Gide, zit. in: STRICKMANN, Martin: „l’Allemagne nouvelle“ oder „l’Allemagne éternelle“? Die französischen Intellektuellen und die deutsch-französische Verständigung 1944–1950, in: *Francia* 32/3 (2005), S. 139–160, hier S. 150.

⁷⁵ PFEIL, Ulrich: Die Pariser DAAD-Außenstelle in der „Ära Schulte“ (1963–1972), in: ebd. S. 51–74, hier S. 53.

schaftliche, ökonomische oder kulturelle Bedingungen zu stabilisieren oder zu verändern.⁷⁶

Verantwortlich für die Kulturpolitik der französischen Besatzungsmacht – die zugleich Bildungs- und Demokratisierungspolitik war – zeichnete die „Direction de l'Éducation Publique“ (DEP) unter Raymond Schmittlein in Baden-Baden, für die auch Alfred Döblin als Kulturoffizier tätig war. Joseph Rován und Alfred Grosser, beide französische Intellektuelle deutsch-jüdischer Herkunft, setzten sich unmittelbar nach Kriegsende in der französischen Zone für eine staatsbürgerlich-demokratische Bildung ein. Joseph Rován organisierte Jugendbegegnungen und förderte den Wiederaufbau von Jugendorganisationen. Von 1948 bis 1951 leitete er das Volksbildungsbüro der DEP und organisierte zahlreiche Begegnungen mit Volksbildungsschulen, vermittelte Lektoren und stellte französische Literatur zur Verfügung. Dem DEP unterstand der „Service Jeunesse et Éducation Populaire“ unter Jean-Charles Maureau, der die ersten deutsch-französischen Treffen für Jugendliche und Jugendleiter einrichtete;⁷⁷ sie gelten als Vorläufer des Deutsch-Französischen Jugendwerks (1963). Die erste private Mittlerinitiative ging bereits im August 1945 von dem Jesuitenpater und Militärseelsorger in Offenburg Jean du Rivau aus, der die erfolgreiche Zeitschrift „Documents“/„Dokumente“ gründete, um den Franzosen Deutschland wie umgekehrt Deutschland den Franzosen nahezubringen.⁷⁸ Du Rivau initiierte auch das erste deutsch-französische Schriftstellertreffen in Lahr (August 1947), an dem von französischer Seite u. a. Albert Morel und Joseph Rován, von deutscher Seite Walter Dirks und Eugen Kogon teilnahmen; ein Jahr später folgte ein Schriftstellertreffen im Kloster Royaumont (nördlich von Paris) mit bekannten französischen Germanisten wie Robert d'Harcourt, Edmond Vermeil oder Robert Minder, dem Politikwissenschaftler Robert Grosser, den deutschen Schriftstellern Elisabeth Langgässer und Wilhelm Hausenstein sowie dem Theologen Karl Rahner. Die in Paris ansässige „Groupe d'Études Allemandes“, ein Zweig des 1945 ebenfalls von du Rivau in Offenburg gegründeten „Centre d'Études Culturelles, Économiques et Sociales (CECES)“ seit 1948: „Bureau International de Liaison et de Documentation“ [BILD], lud 1953 die „Gruppe 47“ nach Paris ein; die Programmgestaltung übernahmen teilweise der in Gebweiler (Elsass) geborene Schriftsteller Jean Schlumberger, Wilhelm Hausenstein und Annette Kolb.⁷⁹ Diese und andere Initiativen vor allem in den Jahren 1947/48 bildeten – nach Stagnation und Rückschlägen in den fünfziger Jahren – die Grundlage für eine politische und durch Verträge geregelte Verständigungsarbeit.

⁷⁶ CONZE, Eckart: Abschied von Staat und Politik? Überlegungen zur Geschichte der internationalen Politik, in: DERS. u. a. (Hg.), *Geschichte der internationalen Beziehungen. Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin*, Köln 2004, S. 15–43, hier S. 41.

⁷⁷ MÖLLER, Horst: Joseph Rován (1918–2004). Nachruf, in: *Francia* 32/3 (2005), S. 195–199, hier S. 196.

⁷⁸ STRICKMANN, *L'Allemagne nouvelle* (Anm. 74), S. 153.

⁷⁹ STRICKMANN, *L'Allemagne nouvelle* (Anm. 74), S. 150.

Im Jahre 1947 begann für Annette Kolb mit dem Erscheinen der Biographie über „König Ludwig II. von Bayern und Richard Wagner“ eine zweite literarische Karriere, ihre Schubert-Biographie wurde wieder aufgelegt, ihr „Beschwerdebuch“ aus dem Jahre 1932 ebenfalls (1953), und eine neue Essaysammlung „Blätter in den Wind“ (1954) erregte Aufmerksamkeit. Nach der Aufnahme in die Bayerische Akademie der Schönen Künste (1950) verlieh ihr die Stadt München den Kunstpreis für Literatur (1951). Ein Höhepunkt in ihrem Leben war die Verleihung des Goethepreises durch die Stadt Frankfurt (1955); er wurde ihr zuerkannt für ein „vielfältiges, von der literarischen Kultur des Künstlers und der geistigen Verantwortung des Schriftstellers gleichermaßen überzeugendes Werk, in dem sie väterliches wie mütterliches, deutsches und französisches Erbe als Beispiel einer wahrhaft europäischen Persönlichkeit verwirklicht hat.“ Der literaturpolitische Aspekt dieser Preisverleihung als Bestätigung der Einbindung der Bundesrepublik in die NATO ist offensichtlich; deshalb war auch kein Raum für die Würdigung ihres pazifistischen Engagements und für ihre Emigration.⁸⁰ Dass Annette Kolb, die in ihrer Dankesrede über Goethes Ausstrahlung sprach, den deutschen Widerstand, die „soldats inconnus der deutschen résistance“, als „Geist von seinem Geist“ würdigte⁸¹, dürfte manchen Zuhörer überrascht haben.

Ihre Kritik an den Deutschen nach dem Sieg über den Nationalsozialismus war hart und hellsichtig:

„Eines war ersichtlich: Wer von ihnen nicht auf frischer Tat ertappt und vor Gericht gekommen war, der wußte von nichts, der war es nicht gewesen. Sein Neid richtete sich gegen die Aufrechten, er mißgönnte den Opfern ihr Prestige und war darauf bedacht, es zu vernichten. Die Meinung, der Verdacht, daß die Deutschen, von denen keiner ein Nazi sein wollte, es samt und sonders gewesen seien, ihm kam die Meinung zugute. Die Sieger konnten sich nicht mehr recht aus, sie machten nicht mehr viele Unterschiede, sie waren auch keine Engel, und sie hatten andere Sorgen [...]. Dies löste aber eine unsagbare Enttäuschung in den Unschuldigen aus. Sie sahen sich in die Schar der Schuldigen zurückgewiesen, verdammt, in Reih und Glied mit den Verbrechern zu marschieren. Und ihre Verzweiflung hierüber wirkte sich in den vielen Selbstmorden aus, durch welche die Zahl gerade *dieser* Deutschen sich noch verminderte.“⁸²

Annette Kolb setzte ihre Hoffnung neben de Gaulle auf Konrad Adenauer, der sich „als so eminenten Staatsmann erwies, daß er es in weniger als einem Dezennium vermochte,

⁸⁰ LEITGEB, Städtische Literaturpreise (Anm. 46), S. 391; hier auch der Text der Verleihungsurkunde.

⁸¹ KOLB, Annette: Ansprache nach Verleihung des Goethepreises 1955, in: Zeitbilder 1907–1964 (Anm. 58), S. 173.

⁸² KOLB, Annette: René Schickele, in: Spitzbögen (Anm. 4), S. 126.

die Deutschen wieder ans Licht zu ziehen, und daß sie ihr Ansehen wiederfanden.⁸³ Sie hielt es für einen genialen Griff Adenauers, Wilhelm Hausenstein (1882-1957), der „mehr der Kunst, der Kunstgeschichte und kulturellen Problemen zugewandt war als der Politik“⁸⁴, 1950 als ersten Generalkonsul, 1953 dann als ersten Botschafter der Bundesrepublik nach Paris entsandt zu haben. Sie hatte Hausenstein bereits 1903 in München kennengelernt und war ihm seither freundschaftlich verbunden. Der Kunsthistoriker, Schriftsteller und Übersetzer Hausenstein, mit der belgischen Jüdin Margot Lipper verheiratet, war seit 1934 Literaturredakteur der „Frankfurter Zeitung“ und praktizierte bis zu ihrem Verbot im Jahre 1943 eine „höchst gefährliche, kaum verdeckte Widersetzlichkeit gegen die offizielle Kulturpolitik.“⁸⁵ Der intime Kenner der französischen Literatur übersetzte „unter den Augen der Gestapo“ ausgewählte Gedichte aus Baudelaires „Les Fleurs du mal“ (ersch. 1946)⁸⁶. 1951 setzte er sich als diplomatischer Vertreter der Bundesrepublik in Paris zusammen mit Annette Kolb erfolgreich für eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich ein. Wie seine Freundin Annette Kolb war er davon überzeugt, dass die Grundlagen einer deutsch-französischen Aussöhnung nur in einem tief verwurzelten kulturellen Austausch bestehen könnten⁸⁷. Am 20. Juli machte er beim Chef des Protokolls Jacques Dumaine seinen Antrittsbesuch und konnte dabei den Minister auf „eine gemeinsame Freundin hin ansprechen“, auf die „verehrungswürdige Dichterin Annette Kolb“, die wiederum Wilhelm Hausenstein mitteilen konnte, dass sein Antrittsbesuch eine „günstige Wirkung getan“ habe.⁸⁸ Dieser Freundin traute er übrigens „mehr politisches Iudicium zu [...] als den Politikern der Routine; aus langer Erfahrung überzeugt, daß dem wahrhaft geistigen Menschen und nicht zuletzt dem künstlerischen Ingenium ein urteilsfähigerer Instinkt, eine unmittelbarere Sicherheit im Verhältnis zur Wirklichkeit (auch zur politischen) mitgegeben ist als den puren professionals.“⁸⁹ Der „Glanz dieser Botschaft“ dauerte fünf Jahre, dann wurde Hausenstein abberufen. Um diese Abberufung zu verhindern,

⁸³ KOLB, Annette: Zur vierten Wahl Konrad Adenauers. September 1961, in: Zeitbilder 1907–1964 (Anm. 58), S. 186.

⁸⁴ KOLB, Annette: Wilhelm Hausenstein (9 Bll.), in: Archiv Annette Kolb, Schriften L 3843 D, Bl. 1. – Im Jahr 1920 erschien in der von Kasimir Edschmid herausgegebenen „Tribüne der Kunst und Zeit“ W. Hausensteins „Expressionismus in der Malerei“.

⁸⁵ LATTMANN, Dieter: Stationen einer literarischen Republik, in: DERS. (Hg.), Literatur (Anm. 72), S. 7–140, hier S. 32.

⁸⁶ Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Wilhelm Hausenstein. Zweisprachige Ausgabe. Mit einem biographischen Essay des Übersetzers und 29 Bildtafeln, München 1946.

⁸⁷ So Hubert ROLAND in seiner Besprechung: Optische Täuschung und deutsch-französische Versöhnung. Wilhelm Hausensteins Ausgewählte Briefe, in: literaturkritik.de. Rezensionenforum für Literatur und Kulturwissenschaft, Nr. 3, März 2000 (2. Jahrgang), Abs. 5 http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=933 (20.11.2003).

⁸⁸ HAUSENSTEIN, Wilhelm: Pariser Erinnerungen, München 1961, S. 36.

⁸⁹ HAUSENSTEIN, Pariser Erinnerungen, S. 193f.

hatte sich Annette Kolb an den Bundespräsidenten Theodor Heuss gewandt, der ihr antwortete: „Ich tue alles, was ich kann, ihn zu halten. Der Druck ist sehr stark.“⁹⁰

Mit der engeren politischen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Konrad Adenauer und General de Gaulle begann für Annette Kolb die Zeit der offiziellen Ehrungen und Auszeichnungen. Zwischen 1958 und 1966 wurde sie Mitglied der Légion d'honneur, sie erhielt das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, den Bayerischen Verdienstorden und die Würde eines Chevalier de la Légion d'honneur; im Jahre 1967 wurde sie mit dem „Pour le mérite für Wissenschaft und Künste“ und mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern des Verdienstordens ausgezeichnet. Vielleicht hat sie der Geburtstagsgruß des Leiters des Institut Français Jean F. Neurohr am meisten gefreut, der seinen Gruß mit der Anregung verband, das Münchner Institut Français in „L'Institut Annette Kolb“ und das Freiburger Institut Français in „L'Institut René Schickele“ umzubenennen.⁹¹

Als weiteren Höhepunkt ihres langen Lebens empfand sie den Besuch Adenauers bei General de Gaulle in Colombey-les-deux-Eglises (1958) und den Gegenbesuch des Generals in Bad Kreuznach: „Colombey kam zuerst, es war die Initiative das Sensationellste. Unbemerkt oder geduldet wurde eine Aufnahme gemacht, die der ‚Figaro‘ in großem Format veröffentlichte. Sie veranschaulichte das halbe, aber so freundliche Lächeln des Hausherrn de Gaulle, den offenen Blick Adenauers, auf seinen Gastgeber gerichtet - der Händedruck der beiden. Denn was für ein Logierbesuch, mein Gott, man denke! Soviel Jahrhunderte hindurch unterblieben, nicht zustande gekommen oder vereitelt – und nun war es doch dazu gekommen.“⁹² Bis in ihre letzten Lebensjahre verfolgte Annette Kolb mit Besorgnis oder Genugtuung das Verhältnis zwischen ihren beiden Vaterländern. Im September 1961, als eine befristete Amtszeit von Adenauers vierter Wahl als Bundeskanzler diskutiert wurde, empörte sie sich: „Nur Adenauer, diesem Prestigewunder, gebührt die Macht, eine unbefristete Macht. Das Ausland empfindet es mit Recht als grobe Anstößigkeit, sie befristen zu wollen.“⁹³ Sie fühlte sich eins mit dem bayrischen Volk, das dem General bei seinem Besuch in München im September 1962 in „großen Scharen [...] auf seinem Weg zur Residenz [folgte], immer mit dem Ruf ‚Vive de Gaulle!‘“⁹⁴

Noch einmal setzte sie sich für eine besonders enge Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich, für einen „deutsch-französischen Zweibund“ (H.-P. Schwarz) ein, als der im Januar 1963 unterzeichnete deutsch-französische Freundschaftsvertrag ratifiziert werden sollte und seines exklusiven Charakters wegen heftig kritisiert

⁹⁰ KOLB, Wilhelm Hausenstein (Anm. 86), Bl. 2.

⁹¹ Glückwunsch des Leiters des Institut Français J. F. Neurohr zum 90. Geburtstag vom 1. Februar 1965, in: ebd., Biographisches. Orden.

⁹² KOLB, Annette: Adenauers Deutschland (2 Bll.), in: ebd., Schriften L 3870 (gedruckt in „Rheinischer Merkur“ vom 6. Februar 1959), Bl. 1f.

⁹³ KOLB, Annette: Zur vierten Wahl Konrad Adenauers. September 1961, in: Zeitbilder 1907–1964 (Anm. 51), S. 187.

⁹⁴ KOLB, Annette: Nach dem Zweiten Weltkrieg., in: ebd., S. 201.

wurde. Annette Kolb, die Deutschland und Frankreich als die „tragenden Pfeiler Europas“ sah,⁹⁵ griff im Bayerischen Rundfunk am 2. April 1963 mit einem Appell in die öffentliche Diskussion ein; es sei wichtig, wenn „endlich endlich die Stunde schlänge für das Zusammengehen der beiden füreinander gedachten, immer wieder grausam entzweiten Nationen, auf die es ja ankommt auf diesem Kontinent. [...] Das Versäumnis einer Gelegenheit, wie der in Frage stehenden, liesse unabsehbares Unglück und den endgültigen Ruin unseres Bestehens als Eventualität zurück.“⁹⁶ Die Bindung Deutschlands an Frankreich war für sie von existenzieller Bedeutung für beide Staaten, vornehmlich aber für die Bundesrepublik. Der Vertrag wurde zwar am 16. Mai 1963 ratifiziert - durch die ihm vorangestellte Präambel wurde er allerdings politisch entwertet.

Bei der Verleihung des Großen Verdienstkreuzes am 10. November 1959 würdigte der Geschäftsträger der Deutschen Botschaft in Paris Gesandter Jensen Leben und Werk von Annette Kolb: „Sie sind nach dem Ende des Naziregimes in die Heimat zurückgekehrt und haben durch Ihre Werke und durch Ihre Existenz dem neuen Deutschland – der Bundesrepublik – unschätzbare Dienste geleistet. [...] Durch Ihre Werke, die hüben und drüben gelesen werden, durch den Reichtum Ihrer persönlichen Beziehungen in Deutschland und in Frankreich wurden Sie zum beispielhaften Sinnbild aller Möglichkeiten, die für die Konstituierung einer echten deutsch-französischen Freundschaft gegeben sind.“⁹⁷

Und die Männer? – In einem kurzen Text aus dem Jahre 1946 rechnet Annette Kolb mit ihnen als politischen Versagern ab. Schon 1911 setzte sie sich mit dem Mann des „neuen Schlages“ auseinander, allerdings noch mit der Beschränkung auf die private und die gesellschaftliche Beziehung zwischen Mann und Frau. Sie sprach davon, dass die Evolution der Frau sich sehr wohl dadurch beschleunigen könne, dass „die Männer immer degenerierter werden.“ Wenn das Wesen des Mannes in die Brüche gehe, könne, parallel dazu, die Frau „immer individueller“ werden. Damals, im Jahre 1911, sah sie die „Degeneration“ des Mannes letztlich noch positiv: „Sie werden einander wieder begegnen“, es werde „künftig viel von Liebe [...] die Rede sein.“⁹⁸ Schärfer schon fiel ihr Urteil über die Männer nach Ende des Ersten Weltkriegs aus, den sie als „Meisterprobe männlicher Stupidität“ bezeichnete.⁹⁹ Im Jahre 1932 prangerte sie das charakterliche und politische Defizit des Mannes an, indem sie verächtlich von den „Mannesmännern“ sprach, die es vorzögen, sich einstweilen „faschistisch, später bolschewistisch umzustellen.“¹⁰⁰ Nach dem Zweiten Weltkrieg fällt ihr Urteil über den Mann dann geradezu vernichtend aus: „Der Karren, der

⁹⁵ KOLB, Annette: Gruß an Deutschland (Anm. 63), Bl. 2.

⁹⁶ KOLB, Annette: Bayrischer Rundfunk 2. April Abends, Mskr. ohne Überschrift (2 Bl.), in: Archiv Annette Kolb, Schriften L 3831 G, Bl. 2.

⁹⁷ Der Text der Rede des Geschäftsträgers Jensen liegt im Archiv Annette Kolb, Fremde Manuskripte: Jensen.

⁹⁸ KOLB, Annette: Der neue Schlag, in: Wege und Umwege (Anm. 2), S. 235.

⁹⁹ Zit. in: FÖRG, Gabriele: Die Fluchten des „Fräuleins“. Nachwort zur Neuauflage von Kolb, Zarastro\ Memento (Anm. 12), S. 158.

¹⁰⁰ KOLB, Annette: Ausrufungszeichen, in: Beschwerdebuch (Anm. 33), S. 143.

heute so verfahren daliegt, es ist der seine. Nach seinem Dafürhalten zwar ist es immer noch Sache seiner eigensten Weisheit, ihn zu lenken. Ach ja, es ist Sache seiner eigensten Weisheit, wie er ihn führte. [...] Mögen viele Dezennien noch vergehen, bevor die neuen Zeitläufte zur Auswirkung gelangen, dennoch ist das Urteil gefällt, und die große Abdikation des Mannes ist in vollem Anzug. Es war ihm eine so große Genugtuung, wenn die Frau zu ihm aufblickte. Er sah das so gerne: Allein, damit ist es auf Jahrhunderte vorbei, auch wenn er es noch nicht wahr haben will. [...] Unsere Unzulänglichkeit ist groß. Wir neigen zur Albernheit. Der Mann ist dumm. Aber sollte die Albernheit am Ende heilbarer als die Dummheit sein?“ Der Text schließt mit der apodiktischen Feststellung: „Nichts kann mehr ihren Aufstieg hintanhaltten.“¹⁰¹

Annette Kolb starb am 3. Dezember 1967 im Alter von 93 Jahren.

¹⁰¹ KOLB, Annette: Die Frau in der Politik (1946) (2 Bll.), in: Archiv Annette Kolb, Schriften L 3840 B., Bl. 1f.

Die Verfassung des Königreichs Westphalen – Ausdruck von Fremdherrschaft oder Modellstaatlichkeit?

von Dennis Wegener

In einem Staate wie der unsrige, auf Sieg gegründet, giebt es keine Vergangenheit! Es ist eine Schöpfung, in welcher, wie bei der Schöpfung des Weltalls alles, was vorhanden ist, nur als Urstoff in die Hand des Schöpfers und aus ihr vollendet in das Daseyn übergeht.¹

Dieses Zitat aus der Rede Karl August Malchus', Staatsrat im Königreich Westphalen,² vor den Reichsständen im Juli 1808 hebt die Besonderheiten bei der Entstehung dieses Königreichs hervor und lässt wesentliche Merkmale der Ausgangssituation erkennen. Deutlich spürt man die Euphorie und den Aufbruchswillen, der herrschte und zudem auch die Hoffnung auf ein besseres Leben im durch Napoleon neu geschaffenen Königreich Westphalen. Es entstand infolge der Niederlage der preußischen Armee bei Jena und Auerstedt im Jahre 1806 und der darauffolgenden Besetzung preußischer Gebiete bis zur Elbe. Schließlich kam es zum Friedensschluss Frankreichs mit Preußen und Russland Anfang Juli 1807 in Tilsit. Im Vertrag mit Preußen folgte im Artikel 8³ die Ausrufung eines Königreichs Westphalen, unter anderem aus den abzutretenden Gebieten Preußens bis zur Elbe, und in Artikel 6 erklärte der preußische König die Anerkennung des jüngsten Bruders Napoleons, Jérôme Bonaparte, als König von Westphalen.⁴

Die Aussage von Malchus, dass es in diesem Staat keine Vergangenheit gäbe, ist durchaus nachvollziehbar. Setzte sich das neue Königreich doch nicht nur territorial, sondern auch sozial, religiös und politisch äußerst heterogen, ohne an staatliche Traditionen anzuknüpfen, zusammen.⁵ Die Euphorie bei Malchus lässt sich leicht erklären, denn das Königreich Westphalen sollte zum Modellstaat im Rheinbund und Deutschland werden. Die-

¹ Vgl. Karl August Malchus, Staatsrat und späterer Finanzminister des Königreichs Westphalen, in einer Rede vor dem westphälischen Reichstag in Kassel am 14. Juli 1808 in Kassel. Gedruckt als: Gesetz über die öffentliche Schuld im Königreiche Westphalen, in: Der Rheinische Bund. Eine Zeitschrift historisch-politisch-statistisch-geographischen Inhalts 7 (1808), S. 449–470, hier S. 456f.

² Im Folgenden wird die altertümliche Schreibung „Westphalen“ respektive „westphälisch“ verwandt. Westfalen bezeichnet demgegenüber die geographische Region in Nordrhein-Westfalen.

³ Entspricht Artikel 19 des Vertrags mit Russland vom 7. Juli 1807, auf den sich die Verfassung des Königreichs Westphalen bezieht. Hierzu auch: HERSCHE, Peter (Hg.): Napoleonische Friedensverträge (Quellen zur neueren Geschichte 5), Bern 1973, hier S. 57.

⁴ GROTHE, Ewald: Die Verfassung des Königreichs Westphalen von 1807, in: BRANDT, Hartwig/GROTHE, Ewald (Hg.), Rheinbündischer Konstitutionalismus (Rechtshistorische Reihe 350), Frankfurt a. M. 2007, S. 31–52, hier S. 33.

⁵ BERDING, Helmut: Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik im Königreich Westfalen 1807-1813 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 7), Göttingen 1973, S. 20. Hierzu auch: SEVERIN, Bettina: Modellstaatspolitik im Rheinbündischen Deutschland. Berg, Westfalen und Frankfurt im Vergleich, in: Francia 24 (1997), S. 181–203, hier S. 186.

ser Modellstaatscharakter sollte nach dem Willen Napoleons auf die anderen Staaten im Rheinbund abfärben, um diese so noch enger an Frankreich zu binden.⁶ Dieser *Urstoff* lag also in der Hand des Siegers und *Schöpfers* Napoleon und er schickte sich an, diesem neuen Gebilde eine Grundverfassung zu geben, *welche das Glück seiner Völker sichere und dem neuen Souverain, als Mitglieder des Rheinischen Bundes, die Mittel gewähre, an der gemeinschaftliche Sicherheit und Wohlfahrt mitzuwirken.*⁷ Deutschland befand sich verfassungsgeschichtlich am Wendepunkt, denn nie zuvor gab es eine solche Verfassung auf deutschen Boden.⁸

Im Hinblick auf diesen von Napoleon selbst formulierten Zweck ergibt sich die Fragestellung, vor welchem Hintergrund diese Verfassung auf deutschen Boden entstand. Worin bestand der Modellstaatscharakter? Verfolgte die Verfassung wirklich das *Glück seiner Völker* oder handelte es sich dabei um einen Euphemismus? Lassen sich an ihr andere Ziele ablesen, in wie weit kann man überhaupt von einer Verfassung sprechen und lassen sich typische Merkmale in der von Napoleon oktroyierten Verfassung wiederfinden? Nach einem so radikalen Bruch mit der Vergangenheit stellt sich auch zweifelsohne die Frage, wie es sich mit Anspruch und Wirklichkeit verhielt. Kann man vom Königreich Westphalen tatsächlich von einem Modellstaat sprechen, oder es ist sogar erlaubt, soweit zu gehen und es mit dem Muster der napoleonischen Fremdherrschaft zu versehen, wie es die borusisch-gefärbte Geschichtsschreibung tat.⁹

Um diese Fragen zu klären, fällt der erste Blick auf die deutsche Historiographie und wie sie sich mit der napoleonischen Herrschaft auseinandersetzte, um dann vor dem Hintergrund des aktuellen Forschungsstands die Erschließung der Westphälischen Verfassung

⁶ SCHMIDT, Arno: Das Musterkönigreich, in: König Lustik!?. Jérôme Bonaparte und der Modellstaat Königreich Westphalen (Kataloge der Museumslandschaft Hessen-Kassel ; 39), BARTSCH, Maïke [Red.], München 2008, S. 19–21, hier S. 20.

⁷ Vgl. Erstdruck: Bulletin des lois du Royaume de Westphalie – Gesetz-Bulletin des Königreichs Westphalen, 3 Bde., Kassel 1808, Nr. 1, S. 2 (zweisprachig). Dadurch, dass die zweite Auflage von 1810 im eingescannten Original für Jedermann im Internet auf der Seite des Internetportals für „Westfälische Geschichte“ zugänglich ist, bezieht sich diese Arbeit auf diese. Äußerlich und inhaltlich besitzt die Verfassung keinen Unterschied zu der ersten Auflage. Lediglich durch ein Vorwort und dem Hinweis auf die zweite Auflage verschieben sich die Seitenzahlen der Verfassung im Vergleich zur ersten Auflage. Änderungen erfolgen erst bei den nachfolgenden königlichen Dekreten. Deshalb: Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie – Bulletin der Gesetze und Decrete des Königreichs Westphalen, 11 Bde., ab Bd. 5 1810, 2. Aufl., Kassel 1810-1813, Nr. 1, S. 7 (zweisprachig). Moderner Druck in: ROB, Klaus [Bearb.]: Regierungsakten des Königreichs Westphalen 1807-1813, München 1992, S. 41–57 (zweisprachig).

⁸ GROTHE, Ewald: Die Verfassung des Königreichs Westphalen von 1807, S. 31.

⁹ OWZAR, Armin: Vom Topos der Fremdherrschaft zum Modernisierungsparadigma – Zur Einführung, in: DETHLEFS, Gerd/ OWZAR, Armin/ WEIB, Gisela (Hg.), Modell und Wirklichkeit. Politik, Kultur und Gesellschaft im Großherzogtum Berg und im Königreich Westphalen (Forschungen zur Regionalgeschichte 56), Paderborn u. a. 2008, S. 1–13, hier S. 3.

Vor allem: GOECKE, Rudolf: Das Königreich Westphalen. Sieben Jahre französischer Fremdherrschaft im Herzen Deutschlands 1807-1813. Nach den Quellen dargestellt, hrsg. v. Theoder ILGEN, Düsseldorf 1888.

anzugehen. Im Anschluss folgt eine kritische Auseinandersetzung im Hinblick auf die formulierten Fragestellungen.

Lange Zeit schien es so als sei die Forschung zum Königreich Westphalen bei der borussisch-preußischen Geschichtsschreibung stehen geblieben, doch seit dem Beginn der Rheinbundforschung Anfang der 1970er Jahre sind neue beachtliche Arbeiten entstanden, wie die von Helmut Berding, Elisabeth Fehrenbach und Eberhard Weiß. Zum 200-jährigen Jubiläum des Königreichs Westphalen setzte sich dieser Trend fort und Kassel als ehemalige Hauptstadt und das Preußenmuseum in Nordrhein-Westfalen widmeten dem Königreich Westphalen eine eigene Ausstellung.¹⁰ Die seit den 1970er Jahren erwähnten grundlegenden und die im Rahmen des Jubiläums entstandenen Arbeiten sind auch für diese Arbeit sowohl Ausgangs- als auch Anhaltspunkt.

Das Königreich Westphalen im Rückblick der Geschichtsschreibung

In seiner wegweisenden Schrift über napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik von 1973 stellt Helmut Berding in seiner Einleitung fest, dass „keine Problematik der neueren Geschichte das Interesse der Geschichtswissenschaft stärker angeregt“ [hat] „als die welthistorische Epoche der Französischen Revolution und das napoleonische Zeitalter.“¹¹ Er macht über 200.000 Schriften oder Studien aus, die über Napoleon bis dato verfasst worden waren. Nicht ganz so zahlreich sind die Schriften über das Königreich Westphalen. Die deutsche Geschichtsschreibung verstand sich bis in die 1960er Jahre vor allem als politische Geschichtsschreibung und so stieß dieses Thema immer dann auf großes Interesse, wenn es um die Beziehung von Nation und Verfassung ging, denn unter der napoleonischen Herrschaft begannen mit der Nationalisierung und Konstitutionalisierung zwei zentrale und untrennbare Prozesse der neueren deutschen Geschichte.¹²

Zu Beginn stand eine Geschichtsschreibung, die im Zeichen des preußischen Nationalismus fungierte und deshalb eher frankophob und negativ auf die Errichtung des sogenannten Modellstaats blickte. Die preußischen Reformen wurden gegenüber den Reformen der Rheinbundära hervorgehoben und überbewertet, da sie sich vermeintlich leichter in die Kontinuität der Nationalgeschichtsschreibung einfügen ließen.¹³ Die Sieger schrieben die Geschichte und diese fühlten sich immer noch durch die Niederlagen in den Koalitionskriegen gedemütigt. War man in national-radikalen Kreisen über die Existenz Napoleons dankbar, denn für sie stand er am Beginn der Idee eines vereinigten Deutschland,

¹⁰ Ausstellung *König Lustig!?* vom 19.03.2008 bis zum 29.07.2008 im Museum Fridericianum in Kassel und Ausstellung *Napoleon. Trikolore und Kaiseradler über Rhein und Weser* vom 11.02.2007 bis 01.07.2007 im Preußenmuseum. Weitere Ausstellungen: *König Jérôme und der Reformstaat Westphalen* vom 4.11.2006 bis 28.05.2007 im Stadtmuseum Hofgeismar und *Das Königreich Westphalen unter Jérôme Bonaparte (1807-1813)* im Staatsarchiv vom 15.11.2007 bis 25.04.2008 in Marburg.

¹¹ BERDING, Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, S. 11.

¹² OWZAR, Fremdherrschaft, S. 2.

¹³ HECKER, Michael: Napoleonischer Konstitutionalismus in Deutschland (Schriften zur Verfassungsgeschichte 72), Berlin 2005, S. 20.

erschien er den Konservativen als Ausgeburt der Hölle, der großes Unglück über Deutschland gebracht hatte, auch aufgrund des von ihm betriebenen Untergang des Alten Reiches 1806.¹⁴ Diese Auflösung markierte einen radikalen Bruch und man flüchtete sich in Vergleiche mit Troja und der Apokalypse.¹⁵ Die kurze Zeit später folgende Niederlage Preußens bei Jena und Auerstedt wurde bewusst in den Vordergrund gestellt und überlagerte den Untergang des Reiches. Dass das so traditionsbewährte Reich sang- und klanglos untergegangen sei, ist ebenfalls der borussischen Geschichtsschreibung infolge der Reichsgründung 1871 zu zuschreiben, was ungeprüft in die Bundesrepublik weitertradiert wurde.¹⁶ So trat an die Stelle des Nationalbewusstseins und Stolzes auf das Reich und seine Institutionen ein irrationaler Franzosenhass, der ebenfalls weitere Nahrung durch die Stationierung französischer Truppen und den daraus resultierenden finanziellen Lasten, durch die französischen Wirtschaftspolitik, einschließlich der Kontinentalsperre und durch die vielen deutschen Gefallenen, die in der französischen Armee dienen mussten, fand.¹⁷ Diese Frankophobie lässt sich auch in den ersten bedeutenden historischen Arbeiten über das Königreich Westphalen nachweisen. Es ist die Rede von „Schmach“, „Knechtschaft“ und „Fremdherrschaft.“ Die Reformansätze seien vom „Lügengeist“ durchzogen und werden als „ausbeuterisch“ und „undeutsch“ gewertet.¹⁸ Auch die erste Gesamtdarstellung über das Königreich Westphalen von 1888¹⁹ und auch die ihr folgende aus dem Jahr 1893²⁰ verurteilten die „Fremdherrschaft“ und sahen in der Konstitution nur eine Tarnung für die napoleonische Macht- und Eroberungspolitik. Allerdings muss erwähnt werden, dass nicht alle Historiker der Verfassung den „Lügengeist“ und das Ziel der Ausbeuterei unterstellten. Zwar legten auch sie den Topos der Fremdherrschaft nicht ab, aber sie würdigten die Reform- und Verfassungspläne. Kritik äußerten sie lediglich und dann sachlich im Hinblick auf die Verfassungswirklichkeit. Diese Schriften zeugen von einer Unbefangenheit gegenüber dem „Erbfeind“, der nach 1871 endgültig besiegt zu sein schien und der so zu einem essenziellen Bestandteil deutscher Geschichte werden konnte.²¹

¹⁴ FLEMMING, Jens: Ein Riese und ein Rätsel. Die Deutschen und Ihre Napoleonbilder, in: FLEMMING, Jens/ KRAUSE-VILMAR, Dietfried (Hg.), *Fremdherrschaft und Freiheit. Das Königreich Westphalen als napoleonischer Modellstaat*, Kassel 2009, S. 11–22.

¹⁵ BURGENDORF, Wolfgang: 1806. Deutsche Katastrophe, in: FLEMMING, Jens/ KRAUSE-VILMAR, Dietfried (Hg.), *Fremdherrschaft und Freiheit. Das Königreich Westphalen als napoleonischer Modellstaat*, Kassel 2009, S. 23–39, hier S. 1.

¹⁶ Ebd., S. 32.

¹⁷ Ebd., S. 39.

¹⁸ HÄUSSER, Ludwig: *Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes*, Bd. 2, 3. Aufl., Berlin 1862, S. 696 u. 677f. Zur Rezeptionsgeschichte und Forschungsstand siehe auch: OWZAR, Armin: *Fremde Herrschaft – fremdes Recht? Deutungen der napoleonischen Verfassungspolitik in Deutschland in Westfalen im 19. u. 20. Jahrhundert*, in: *Westfälische Forschungen* 51 (2001), S. 75–105; HECKER, *Napoleonischer Konstitutionalismus*, S. 20–27.

¹⁹ GOECKE, Rudolf: *Das Königreich Westphalen. Sieben Jahre französischer Fremdherrschaft im Herzen Deutschlands 1807–1813. Nach den Quellen dargestellt*, hrsg. v. Theoder Ilgen, Düsseldorf 1888.

²⁰ KLEINSCHMIDT, Arthur: *Geschichte des Königreichs Westfalen*, Gotha 1893.

²¹ OWZAR, *Fremdherrschaft*, S. 3.

Infolge der Niederlage im ersten Weltkrieg und des daraus resultierenden Versailler Vertrags änderte sich sogar die Beurteilung bei liberalen Historikern. Die zuvor vorgenommene Unterscheidung zwischen Verfassung und Nation verschwand. Der Aspekt der „Fremdherrschaft“ rückte in den Vordergrund und gleichzeitig die verfassungspolitischen Errungenschaften in den Hintergrund. Diese Deutungsmuster änderten sich auch nach 1933 und 1945 nicht und so knüpfte die bundesdeutsche Geschichtsschreibung in der Nachkriegszeit an die nationalistischen Deutungen der Zwischenkriegszeit an.²² Die verfassungspolitischen Errungenschaften erhielten keine Würdigung.²³ Als Beispiel kann hier Ernst Rudolf Huber fungieren, der noch 1967 von einem „verschleiernenden Scheinkonstitutionalismus“ sprach.²⁴ Die DDR instrumentalisierte die „Fremdherrschaft“ im Kontext des Kalten Krieges als einen Feind im Westen, der Deutschland schon vor 150 Jahren in seiner Einheit bedroht hätte²⁵ und sah in den Befreiungskriegen das historische Vorbild für den antiimperialistischen und antifaschistischen Kampf gegen den Westen.²⁶ In der BRD kam es schließlich aufgrund der deutsch-französischen Aussöhnung und der fortschreitenden Europäisierung zu einer Neubewertung im Rahmen der Rheinbundforschung Anfang der 1970er Jahre, die bis heute fortwirkt.²⁷ Der Blick richtete sich nicht mehr nur auf einzelne Nationalstaaten und ihre Beziehung zu anderen souveränen Staaten, sondern auf den Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft. Den Beginn markierten Helmut Berding, Elisabeth Fehrenbach und Eberhard Weis, deren Forschungen unter anderen von Ewald Grothe und Bettina Severin-Barboutie aufgegriffen und fortgesetzt wurden. Doch ist diese Aufarbeitung keineswegs abgeschlossen oder eindeutig und so wartet noch so mancher Bereich der Sozial-, der Wirtschafts-, aber auch der Rechts- und Verwaltungsgeschichte auf neue Analysen.²⁸ Die verfassungsgeschichtliche Forschung, die die Verfassungstexte und die Verfassungswirklichkeit in den einzelnen Rheinbundstaaten untersucht, wurde lange Zeit zugunsten der Sozial- und Politikgeschichte vernachlässigt.²⁹

²² OWZAR, Armin: Das Königreich Westphalen und das Großherzogtum Berg. Quellen – Forschungen – Deutungen (Tagungsbericht), in: Westfälische Forschungen 54 (2004), S. 401–414, hier S. 402.

²³ Allerdings gibt es zwei Ausnahmen, die aber keine Akzeptanz fanden und ohne Nachfolge blieben: SCHNABEL, Franz: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 1, Freiburg 1929, S. 132f.; HÖLZLE, Erwin: Das napoleonische Staatssystem in Deutschland, in: HZ 148 (1933), S. 277–293.

²⁴ HUBER, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 1: Reform und Restauration 1789 bis 1830, Stuttgart u. a. 1967, S. 88.

²⁵ OWZAR, Fremdherrschaft, S. 3.

²⁶ OWZAR, Königreich Westphalen, S. 402.

²⁷ Ebd., S. 402.

²⁸ OWZAR, Fremdherrschaft, S. 5. So spricht beispielsweise Kurt von Raumer noch 1980 von der Verfassung als einem „fiktiven Gegenstand politischer Phraseologie“: RAUMER, Kurt von: Deutschland um 1800: Krise und Neugestaltung, in: JUST, Leo (Hg.): Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 3/1a, Wiesbaden 1980, S. 318.

²⁹ GROTHE, Die Verfassung des Königreichs Westphalen von 1807, S. 32.

Die Entstehung der Verfassung des Königreichs Westphalen

Wie bereits zu Beginn der Arbeit erwähnt wurde, war die Gründung des Königreichs Westphalen eine Folge der Niederlage Preußens und der Beschlüsse im Frieden von Tilsit, die Preußen auf eine Mittelmacht begrenzten, sodass es nun in seiner territorialen Größe dem Königreich Westphalen entsprach.³⁰ Napoleon war auf dem Höhepunkt seiner Macht angekommen, doch wusste er aus der Zeit der Französischen Revolution nur zu genau, dass er seine Macht nur sichern konnte, wenn er sie auf ein sicheres Fundament stellte. Während die südlichen Rheinbundstaaten die französische Hegemonie gegen Österreich abschirmten, sollten das Großherzogtum Berg und das Königreich Westphalen diese gegen Preußen sichern.³¹ Zu diesem Zeitpunkt unterrichtete ein Schreiben Napoleons seinen Bruder Jérôme, dass man sich bald in Dresden über die Organisation und den Aufbau des zukünftigen Königreichs verständigen werde. Weiter fügte er hinzu: *Ich habe übrigens die Absicht, wenn ich Sie in Ihrem Königreich einsetze, Ihnen eine reguläre Konstitution zu geben, die bei allen Klassen Ihrer Untertanen diese nichtigen und lächerlichen Standesunterschiede beseitigt.*³² Am 18. August 1807 begann mit der Einsetzung einer Regentschaft, die die Regierungsgeschäfte bis zur Ankunft Jérômes in der Hauptstadt Kassel leiten und den inneren Staatsaufbau vorbereiten sollte, die Konstituierung Westphalens.³³ In der Zwischenzeit beauftragte Napoleon Christoph Wilhelm Koch, Jean Jacques Régis Cambacérè und Michael Louis Etienne Regnaud de Saint-Jean d'Angély, allesamt Juristen, eine Verfassung auszuarbeiten, deren erster Entwurf am 25. August 1807 vorlag. Bis auf geringe inhaltliche Änderungen, in Umfang und Wortlaut, entsprach dieser Entwurf der endgültigen Verfassung.³⁴ Schließlich erfolgte ihre Verkündung durch Napoleon am 15. November 1807 in Fontainebleau und nicht in Kassel. Diese Aufgabe war Jérôme zugedacht und er ließ diese am 7. Dezember durch das erste königliche Dekret No I. im westphälischen Bulletin veröffentlichen.³⁵ Eine von Napoleon nach Paris einberufene westphälische Deputation war nicht in der Lage Änderungen an der Verfassung zu bewirken. Ihr kam lediglich ein rein „dekorativer Charakter“³⁶ bei, nicht zuletzt auch wegen der Abänderungsvorschläge, die einen altständischen und feudalen Charakter besaßen und der somit ganz im Gegensatz zu den französischen Ambitionen stand.³⁷ Für Napoleon sollte die Verfassung Ausdruck ei-

³⁰ BERDING, Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, S. 19.

³¹ BERDING, Helmut: Das Königreich Westphalen als napoleonischer Modell- und Satellitenstaat (1807-1813), in: DETHLEFS, Gerd/ OWZAR, Armin/ WEIB, Gisela (Hg.): Modell und Wirklichkeit. Politik, Kultur und Gesellschaft im Großherzogtum Berg und im Königreich Westphalen (Forschungen zur Regionalgeschichte 56), Paderborn u. a. 2008, S. 15–29, hier S. 16.

³² Correspondance de Napoleon Ier, publiée par ordre de l'Empereur Napoléon III, Bd. 15, Paris 1864, S. 395 (7. Juli 1807).

³³ GROTHE, Die Verfassung des Königreichs Westphalen von 1807, S. 34.

³⁴ Ebd., S. 34

³⁵ HECKER, Napoleonischer Konstitutionalismus, S. 51.

³⁶ Ebd., S. 51.

³⁷ Vgl.: Urkundliche Beiträge zur Staatengeschichte Deutschlands in der napoleonischen Zeit, I. Protokoll über die Verhandlungen der Deputierten des Königreichs Westphalen zu Paris, in den Monaten

nes modernen Modellstaats sein und auf die anderen nicht so reformorientierten Rheinbundstaaten, wie etwa Bayern und Baden,³⁸ ausstrahlen, was das so oft als „klassisches Dokument der Regierungsmethoden Napoleons“³⁹ bezeichnete und beigefügte Schreiben an Jérôme belegt: *Und wenn ich ganz offen sein soll, muss ich sagen, dass ich mir von diesen Errungenschaften eine größere Wirkung für die Ausweitung und Festigung Ihrer Monarchie erwarte, als von den größten Siegen. Ihr Volk soll in den Genuss einer Freiheit, einer Gleichheit, eines Wohlstandes kommen, wie sie die deutschen Völker bislang noch nicht erfahren haben, und diese liberale Regierungsform wird auf die eine oder andere Weise die heilsamsten Veränderungen im Gefüge des Rheinbundes und für die Machtstellung Ihres Reiches hervorbringen.*⁴⁰

Doch belegt dieses Schreiben neben dem Ziel Wohlstand und Glück für alle auch noch ein ganz anderes Ziel und zwar die Sicherung der napoleonischen Hegemonialstellung auf dem Kontinent: *Diese Art zu regieren wird eine mächtigere Schranke gegen Preußen sein als die Elbe, als alle Festungen und der Schutz Frankreichs. Welches Volk wollte denn unter die preußische Willkürherrschaft zurückkehren, wenn es einmal die Wohltaten einer weisen und liberalen Regierung gekostet hat? [...] Sie werden damit eine Macht über die öffentliche Meinung und eine natürliche Überlegenheit über Ihre Nachbarn haben, die alle absolute Könige sind.*⁴¹

Vor allem weigerten sich die Rheinbundstaaten den Code Civil zu übernehmen, doch gerade hierin sah Napoleon eine revolutionäre Wirkung die zur Sicherung seiner Herrschaft in Europa beitragen sollte.⁴² Der Brief Napoleons verdeutlicht somit bereits, dass Napoleon das Königreich Westphalen nicht nur als Modell-, sondern auch als Satellitenstaat Frankreichs sah. Zu Beginn standen Napoleons militärische und politische Eroberungen und durch die „moralische Eroberungen“⁴³ sollten zunächst die Bürger im neuen Königreich, dann die Rheinbundstaaten für die napoleonische Machtpolitik gewonnen werden und schließlich sollte das Königreich als Vorposten gegen Preußen dienen und so die Hegemonialstellung Frankreichs sichern. Bei einem analytischen Blick auf die Verfassung gilt es zu klären, ob dieser ambivalente Charakter auch dort auffindbar war und wenn ja, welche Artikel den Modellstaat und welche den Satellitenstaat identifizierten. Es handelte sich bei der von außen oktroyierten Verfassung um einen normativen Text, der geprägt war durch seine Zweisprachigkeit. Im Druck stand links an erster Stelle das ur-

August und September 1807. Authentischer Abdruck der Original-Acten aus dem Manuscripten-Nachlaß von Georg Friedrich Carl Robert, Kiel 1852, S. 44–46.

³⁸ BERDING, Helmut: Der Gesellschaftsgedanke Napoleons und seine Auswirkungen im rheinbündischen Deutschland: ein Verrat der Revolution?, in: DUFRAISSE, Roger (Hg.), *Revolution und Gegenrevolution. Zur geistigen Auseinandersetzung in Deutschland und Frankreich* (Schriften des historischen Kollegs; Kolloquien; 19), München 1991, S. 107–117, hier S. 112.

³⁹ BERDING, Das Königreich Westphalen als napoleonischer Modell- und Satellitenstaat, S. 18.

⁴⁰ Napoleons Brief an Jerome zur Verfassung des Königreichs Westphalen, in *König Lustik!?*, S. 531 (Französisches Original), S. 532 (Deutsche Übersetzung); Siehe auch: *Correspondance de Napoleon Ier*, Bd. 16, S. 196f.

⁴¹ Ebd., S. 196f.

⁴² BERDING, Das Königreich Westphalen als napoleonischer Modell- und Satellitenstaat, S. 19.

⁴³ BERDING, Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, S. 20.

sprüngliche französische Original und rechts folgte die prägnante deutsche Übersetzung, die sich an die Bewohner des neuen Königreichs Westphalen richtete und leicht zugänglich gewesen sein muss, da kaum juristische Fachtermini zur Anwendung kamen.⁴⁴ So genügte dem westphälischen Volk bereits der bloße Blick auf die Verfassung, um zu erfahren, dass diese Verfassung nicht deutschen Ursprungs war und das der Reihenfolge nach zunächst Französisch und dann erst Deutsch folgte. Ob diese Reihenfolge auch inhaltlich mit den Interessen korrelierte, gilt es näher zu betrachten.

Die Verfassung des Königreichs Westphalen – Ausdruck von Modellstaatlichkeit oder Fremdherrschaft?

Wenn hier von moderner Verfassung und Modellstaatlichkeit die Rede sein soll, ist es zunächst die Pflicht zu erläutern, was eine moderne Verfassung überhaupt auszeichnet. Dabei soll die Verfassung nicht nur mit den Maßstäben und den Erfahrungen unserer Zeit bewertet werden, sondern auch in ihrem historischen Kontext und ihrem Wirken für die nachfolgende Zeit beleuchtet werden.

Ursprünglich beschrieb eine Verfassung zunächst die historisch gewachsenen tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse eines Territoriums. In der Folge entwickelten sich diese Verfassungen zu universellen Ordnungsentwürfen, die die institutionelle und gesellschaftliche Ordnung eines Staatswesens beschrieben.⁴⁵ Infolge der Glaubensspaltung und Glaubenskriege des 16. und 17. Jahrhunderts hatten religiöse Legitimationsvorstellungen, wie das Gottesgnadentum, an Überzeugungskraft verloren und an dessen Stelle trat die Idee der Volkssouveränität. Diese wurde erstmals in der amerikanischen und französischen Revolution umgesetzt und in einer Verfassung festgeschrieben. So wurde sie zu einem herrschaftskonstituierenden Element, das die staatliche Herrschaft legitimierte. Schutz der individuellen Freiheiten und Wahrung von Menschenrechten in einer Gesellschaft wurden zum Staatszweck und eine gewaltenteilige Staatsgewalt, die in ihren Möglichkeiten begrenzt wurde, erfuhr so ihre Konstituierung, Legitimierung und Limitierung.⁴⁶ Die Gewaltenteilung wurde zum Inbegriff konstitutioneller Staatlichkeit, weil die Revolutionen den Durchbruch zu einer unumschränkten, absoluten Volkssouveränität gebracht hatten. Denn nicht nur die Staatsgewalt wurde eingebunden, sondern in Form der zweiten Gewalt, der Volksvertretung, sollte es zu einem ständigen Austausch zwischen Staat und Gesellschaft kommen. Die Unabhängigkeit der Judikative sollte gewährleisten, dass es nicht zur Willkür eines Regimes kommt. Der moderne normative Verfassungsbegriff trug somit die Gewaltenteilung, die Wahrung von Grundrechten und die Volksvertretung in sich. Herrschaftskonstituierung, umfassende und universale Herrschaftsausübungsregelung so-

⁴⁴ Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie, S. 6–27.

⁴⁵ OWZAR, Armin: Napoleonische Verfassungen in Westdeutschland, in: VELTZKE, Veit (Hg.), Napoleon. Trikolore und Kaiseradler über Rhein und Weser, Köln u. a. 2007, S. 133–145, hier S. 138.

⁴⁶ HECKER, Napoleonischer Konstitutionalismus, S. 39f.

wie die gewaltenteilige Herrschaftsbeschränkung waren so zu unverkennbaren Funktionen einer Verfassung geworden.⁴⁷

Vor dem Hintergrund der zuvor ausgeführten religiösen Legitimitätsvorstellungen überrascht es, wenn in der Präambel der Verfassung des Königreichs Westphalens Napoleon sich als Kaiser der Franzosen, König von Italien und Beschützer des Rheinischen Bundes *von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen* bezeichnete.⁴⁸ Ebenso verfuhr Jérôme am Ende der Verfassung und titulierte sich als *Hieronymus Napoleon, von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen König von Westphalen, Französischer Prinz etc.*⁴⁹ Ihre Legitimation gegenüber dem Volk leiteten somit beide jeweils aus der Verfassung und von Gott ab, oder wie es Max Weber formuliert hat, aus traditioneller und rationaler Herrschaft.⁵⁰ Grundsätzlich handelte es sich dabei um einen Widerspruch, doch um die schwache Legislative, die es noch gilt zu erläutern, gegenüber einem starken Oberhaupt zu rechtfertigen, verband Napoleon diese Legitimationswege. Um diesen Widerspruch auszuräumen, griffen Napoleon und Jérôme auch noch auf eine dritte Legitimationsform Webers zurück: Den charismatischen Herrscher. Um diese Aufgabe zu meistern, präsentierte sich der Herrscher als derjenige, der am besten Rationalität mit Traditionalität verbinden konnte, der die Errungenschaften der Revolution ohne den Terror und das Chaos der Revolution von 1792 dem westphälischen Volk brachte. „Sie stilisierten sich als Garanten von Glück und Wohlstand [...]“.⁵¹ In diesem Sinne war auch die Präambel der Verfassung mit dem Hinweis auf *das Glück seiner Völker*⁵² konzipiert.

Anschließend folgten die 13 Titel mit ihren dazugehörigen 55 Artikeln. Im folgenden ersten Titel wurde in Artikel 1 das neue Staatsgebiet auf einer Fläche von 38.000 Quadratkilometern und 2.000.000 Einwohnern festgelegt. Dieses Gebilde setzte sich höchst heterogen aus den ehemaligen Gebieten der Länder Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, den linkselbischen preußischen Gebiete und anderen kleineren Fürstentümern zusammen.⁵³ Im Laufe seiner Existenz veränderten sich allerdings die Grenzen des Königreichs, als Napoleon die gesamte Nordseeküste und damit auch das Königreich der Niederlande okkupierte. Als Folge fiel 1810 die Hälfte des ehemaligen Kurfürstentums Hannover an das Königreich. Diese Heterogenität ist sicherlich ebenfalls ein Grund für die unterschiedlichen Legitimationswege des neuen Staates und es lassen sich neben diesen drei bereits erwähnten anhand der Verfassung noch weitere ausmachen. So besagte Artikel

⁴⁷ Ebd., S. 41f.

⁴⁸ Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie, S. 7.

⁴⁹ Ebd., S. 27.

⁵⁰ WEBER, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, Bd. 1, Tübingen 1976, S. 122–176.

⁵¹ SIEBENECKER, Arnulf: *Repräsentanten der ganzen westphälischen Nation. Das Parlament im politischen System des Königreichs Westphalen*, in: *König Lustik!? (Ausstellungskatalog)*, S. 113–119, hier S. 113.

⁵² Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie, S. 7.

⁵³ Ebd., S. 7–9.

2, dass die Hälfte der fürstlichen Allodialdomänen Napoleon vorbehalten waren, um sie zur Belohnung an besonders treue Offiziere zu vergeben. Es erfolgte deren Umwandlung in so genannte Dotationsdomänen. Hierbei handelte es sich um eine „dynastische Strategie“⁵⁴ zur Legitimation und Sicherung der napoleonischen Herrschaft. Napoleon war der Auffassung, dass er seine Herrschaft in Frankreich und Resteuropa nur dauerhaft sichern konnte, wenn er sich als Kaiser der Franzosen einen ihm ergebenden Verdienstadel schuf.⁵⁵ Der Aufbau dieses Verdienstadels vollzog sich selbst auf dem Höhepunkt der napoleonischen Herrschaft höchst vorsichtig und außerhalb Frankreichs, da innerhalb der städtischen und ländlichen Bevölkerung Frankreichs diese Politik auf Ablehnung stieß, da man befürchtete, Napoleon würde die Revolution verraten und zum Ancien Regime zurückkehren. Darüber hinaus standen in Frankreich als Folge der Revolution keine Güter zur Schaffung eines Adels zur Verfügung, da die alten enteigneten Adels- und Kirchengüter bereits in den Besitz von Bauern und Notabeln übergegangen waren.⁵⁶ Wie wichtig Napoleon diese Umsetzung war, beweist die Stellung dieses Artikels in der Verfassung direkt hinter dem Herrschaftsgebiet. Die Domänenpolitik war für das Königreich Westphalen eine Überlebensfrage, denn die Haupteinnahmequelle waren eben diese Domänen. Jacques Claude Beugnot, zuständig für die Organisation der Finanzen im Königreich, bezeichnete diesen Beschluss als katastrophal für Westphalen, denn das Königreich war fast rein agrarisch geprägt, die gewerblich-industrielle Entwicklung war überaus rückständig und der Handel spielte nur eine untergeordnete Rolle.⁵⁷ Er rechnete vor, dass an Einnahmen ungefähr 34 Millionen Franken zur Verfügung standen. Durch den Wegfall der Hälfte aller Domänen fehlten 8 bis 10 Millionen Franken. Hinzukam die Zahlung der Kriegskontributionen von 31 Millionen innerhalb eines Jahres (Art. 3 d. Verf.) und die Schaffung eines Kronschatzes zum Unterhalt für Jérôme, der sich auf 5 Millionen belief (Art. 9).⁵⁸

Doch es ließen sich nicht nur innenpolitische Merkmale der Herrschaftskonsolidierung an der Verfassung ablesen, sondern auch außenpolitische, wie der zweite Titel mit Artikel 5 belegte, der ebenfalls hohe finanzielle Kosten mit sich brachte. Westphalen wurde damit beauftragt ein militärisches Kontingent von 25.000 Mann zu unterhalten, das je zur Hälfte aus Franzosen und Westphalen bestand.⁵⁹ Wobei Westphalen die gesamten Kosten zu tragen hatte, die sich auf 11,5 Millionen Franken beliefen.⁶⁰ Dieses Kontingent sollte zur au-

⁵⁴ OWZAR, Armin: Zwischen Gottesgnadentum und Verfassungspatriotismus. Politische Propaganda und kritische Öffentlichkeit im napoleonischen Deutschland, in: VELTZKE, Veit (Hg.), Napoleon. Trikolore und Kaiseradler über Rhein und Weser, Köln u. a. 2007, S. 133–145, hier S. 135.

⁵⁵ BERDING, Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, S. 19.

⁵⁶ BERDING, Gesellschaftsgedanke, S. 110f.

⁵⁷ BERDING, Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, S. 17.

⁵⁸ BERDING, Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, S. 29 und Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie, S. 9.

⁵⁹ Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie, S. 9f.

⁶⁰ BERDING, Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, S. 29.

Benpolitischen Herrschaftssicherung gegenüber Preußen beitragen und Westphalen wurde Teil des Rheinbundes.

Der dritte Titel erklärte das Königreich als Erbmonarchie der Familie Jérômes mit den entsprechen Thronfolgeregelungen (Art. 6 und 8) und als Teil der napoleonischen Dynastie mit dem Oberhaupt Napoleon und unterwarf es den Familienstatuten Napoleons (Art. 7).⁶¹ Ein entscheidender Gegensatz zum Prinzip der Volkssouveränität, der es Napoleon jederzeit erlaubte im Königreich Westphalen einzugreifen, um es nach seinem Belieben für seine Zwecke umzugestalten, wie zum Beispiel im Falle des Territorialgebiets. Das Königreich Westphalen wurde somit ebenfalls zu einer Dotation der kaiserlichen Familie. Berding erläutert, dass je höher der Rang innerhalb der kaiserlichen Adelsgesellschaft war, umso bedeutender auch die Dotation ausfiel und ganze Staaten und Provinzen ausmachen konnte.⁶² Regelten die ersten drei Titel, die staatsrechtlichen Maßgaben, die Stellung Westphalens im napoleonischen System und offenbarten den machtpolitischen Anspruch Napoleons, den er mit dem Königreich durchzusetzen versuchte, regelten die nächsten zehn Titel die innere Staatsorganisation.⁶³ Sie waren die Grundlage für die moralischen Eroberungen und sollten Signalcharakter für die übrigen souveränen Staaten im Rheinbund haben. Es ist die Idee der moralischen Eroberung, die sie sich hier wieder findet und somit auch zur Herrschaftssicherung beitragen sollte. Durch die Verfassung wurde erstmals ein Monarch in seinen Rechten und Pflichten gebunden.⁶⁴ In Artikel 10 heißt es: Westphalen sollte *durch Constitutionen regiert werden, welche die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze, und die freye Ausübung des Gottesdienstes der verschiedenen Religions-Gesellschaften festsetzen*.⁶⁵ Denn gehörte man zuvor nicht der herrschenden Landesreligion an, war man in der Regel von Staatsämtern ausgeschlossen. Generell die Juden konnten sich jetzt ungleich freier bewegen. Vormals wurden sie oft nicht geduldet oder ihre Anzahl war in einigen Städten beschränkt, sodass sie dort als Schutzjuden Schutzgelder bezahlen mussten. Durch diese Erklärung war das Königreich sogar dem französischen Kaiserreich voraus, wo die Judenemanzipation noch nicht durchgesetzt war.⁶⁶ Die ehemaligen Landesstände und alle politischen Korporationen dieser Art und alle Privilegien besagter Korporationen, Städte und Provinzen, wurden aufgehoben (Art. 11). Ebenfalls wurden alle privaten Privilegien einzelner Familien und Personen (Art. 12) und die vorhandene Leibeigenschaft abgesetzt. Alle Einwohner des Königreichs sollten die gleichen Rechte besitzen (Art. 13). Allerdings behielt der Adel in Artikel 14 seine verschiedenen Benennungen, die die unterschiedlichen

⁶¹ Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie, S. 11–13.

⁶² BERDING, Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, S. 26.

⁶³ GROTHE, Die Verfassung des Königreichs Westphalen von 1807, S. 36.

⁶⁴ GROTHE, Ewald: Fader Schnickschnack oder wegweisende Reform? Zur Wirkung und Rezeption der westphälischen Verfassung, in: HEDWIG, Andreas/ MALETTKE, Klaus/ MURK, Karl (Hg.), Napoleon und das Königreich Westphalen. Herrschaftssystem und Modellstaatspolitik (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen 69), Marburg 2008, S. 125–140, hier S. 129.

⁶⁵ Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie, S. 13.

⁶⁶ SCHMIDT: Das Musterkönigreich, S. 21.

Grade des Adels auszeichneten bei, *ohne daß solcher jedoch ein ausschließendes Recht zu irgend einem Amte, Dienste oder einer Würde, noch Befreyung von irgend einer öffentlichen Last verleihen könne.*⁶⁷ Auch kam es zu Änderungen im klerikalen Bereich unter Artikel 15: *Die Statuten der adelichen Abteyen, Priorate und Capitel sollen dahin abgeändert werden, daß jeder Unterthan des Reichs darin zugelassen werden könne.*⁶⁸ Artikel 16 hob noch einmal die damit einhergehenden Veränderungen hervor und betonte, dass für alle Einwohner dasselbe Steuersystem galt. Sicherlich eine der größten revolutionären Einführungen, denn der Adel war im alten System von der Steuer befreit. Artikel 17 und 18 betrafen das Münzsystem und es wurde festgelegt, dass dieses ebenso wie die Maß- und Gewichtseinheiten aus Frankreich übernommen werden sollten. Die neuen Münzen schmückten auf der einen Seite ein Bild des Königs und auf der anderen das Wappen Westphalens. Vor allem Artikel 17 und 18 verdeutlichten für jeden Bürger im Königreich die enge Bindung an Frankreich, die ja auch in der Propagandafunktion des Münzsystems besonders sichtbar wurde.⁶⁹ Mit diesen angestoßenen revolutionären Veränderungen sollte die Umwandlung von einer ständisch-agrarischen in eine egalitär-bürgerliche Gesellschaftsordnung vollzogen werden.⁷⁰ Es folgten die Titel fünf bis sieben, die die Organisation von Legislative, Exekutive und Judikative bestimmten. Es wurden vier Ministerposten, Finanz und Handel, Justiz und innere Angelegenheiten, Militär und ein Minister als Staatssekretär, geschaffen (Art. 19), die für die Ausführung der Befehle und Gesetze des Königs zuständig waren (Art. 20). Der Staatsrat, der aus 16 bis 25 Mitgliedern bestand und in dieselben drei Sektionen eingeteilt war, wie die geschaffenen Ministerien, mit Ausnahme des Staatssekretärs (Art. 21), hatte die Aufgabe der Gesetzesvorlage und deren Beratung. Die Mitglieder wurden vom König ernannt und er konnte sie auch nach seinem Belieben wieder absetzen. Zusätzlich übte er die Funktion des Kassationsgerichts, also des obersten Gerichtshofes, aus (Art. 22). Nachdem im Staatsrat die Gesetze ausgearbeitet worden waren, sollten diese den einzelnen Kommissionen der Stände vorgelegt werden, die diese diskutieren und Veränderungen vorschlagen durften (Art. 24). Die Kommissionen bestanden aus je fünf Mitgliedern (Art. 23), die in jeder Sitzungsperiode erneuert werden mussten. Anschließend wurden den Ständen die Gesetze vorgelegt, die diese jedoch nicht mehr diskutieren sondern nur noch über die An- bzw. Ablehnung, allerdings in geheimer und absoluter Wahl, entscheiden durften (Art. 25 und Art. 33). Bei den Ständen handelte es sich nicht um die ehemaligen typischen Stände des feudalen absolutistischen Systems, sondern um aus den Departements-Kollegien gewählten Abgeordneten Westphalens (Art. 44), die für ihre Tätigkeit kein Gehalt bekamen. Lediglich der Name „Stände“ wurde aufgrund der Tradition beibehalten. Es

⁶⁷ Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie, S. 13.

⁶⁸ Ebd., S. 13.

⁶⁹ Zur Propaganda im Königreich siehe: OWZAR, Armin: Zwischen Gottesgnadentum und Verfassungspatriotismus. Politische Propaganda und kritische Öffentlichkeit im napoleonischen Deutschland, in: VELTZKE, Veit (Hg.), Napoleon. Trikolore und Kaiseradler über Rhein und Weser, Köln u. a. 2007, S. 133–145.

⁷⁰ BERDING, Herrschafts- und Gesellschaftspolitik, S. 13.

wurde ihnen aufgetragen, sich als Vertreter der ganzen westphälischen Nation zu sehen.⁷¹ Sie setzten sich aus 100 Abgeordneten zusammen, die unterteilt waren in 70 Grundeigentümer, 15 Kaufleute und 15 Gelehrte oder andere, die sich für das Königreich verdient gemacht hatten (Art. 29). Alle drei Jahre sollte es zu einem Drittel zu einer Erneuerung der Stände kommen. In der nächsten Sitzungsperiode stand aber die Möglichkeit offen sie wieder zu wählen (Art. 30). Zudem besaßen die Stände nicht das Recht zur Versammlung auf Eigeninitiative. Es handelte sich nicht um eine Dauerrepräsentation und lediglich der König konnte die Stände einberufen, vertagen und auflösen (Art. 32). Auch eine Periodizität war nicht festgelegt, doch sollte die Zusammenkunft mindestens einmal im Jahr stattfinden, da die Stände die Zustimmung zum jährlichen Finanzgesetz geben sollten (Art. 33). Westphalen wurde nach dem Vorbild Frankreichs in acht bis zwölf Departments eingeteilt, die sich abwärts weiter untergliederten in *Districte*, *Cantone* und in *Municipalitäten* (Art. 34). Titel neun der Verfassung mit den Artikeln 35 bis 38 erläuterte den Aufbau dieser Einheiten auf regionaler Ebene. Im zehnten Titel legte Artikel 39 fest, dass jedes Department ein Departement-Kollegium zu bilden hatte, das die Stände des Reiches wählte. Die Zusammensetzung des Department-Kollegiums richtete sich nach der Einwohnerzahl eines Departments. Auf 1000 Einwohner sollte ein Mitglied kommen, jedoch sollte das Kollegium nicht weniger als 200 Mitglieder haben (Art. 40). Diese Mitglieder wurden allerdings nicht vom Volk gewählt, sondern vom König ausgewählt. Er hatte sich bei seiner Auswahl an folgende Richtlinien zu halten: *Vier Sechstel unter den sechs hundert Höchstbesteuerten des Departements, ein Sechstel unter den reichsten Kaufleuten und Fabrikanten, und ein Sechstel unter den ausgezeichnetesten Gelehrten und Künstlern, und unter den Bürgern, welche sich am meisten um den Staat verdient gemacht haben*, (Art. 41).⁷² Eine Altersbeschränkung sorgte dafür, dass erst Einundzwanzigjährige in das Department-Kollegium aufgenommen werden konnten (Art. 42), jedoch war diese Auswahl, wenn sie erfolgte lebenslänglich und konnte nur durch richterlichen Beschluss rückgängig gemacht werden (Art. 43). Im Titel elf wurde die Gerichtsverfassung geregelt, die die Gleichheit vor dem Gesetz für alle Einwohner einführte und somit eine besonders revolutionäre Errungenschaft darstellte.⁷³ Der Code Napoleon, das französische Zivilgesetzbuch, musste zum 1. Januar 1808 eingeführt werden (Art. 45). Weiter wurde die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und die Errichtung von Geschworenengerichten bei Strafprozessen in der Verfassung in Artikel 46 festgeschrieben. Die Justizstruktur bildete den hierarchischen Verwaltungsaufbau mit Friedensgerichten in den Kantonen, Zivilgericht im Distrikt, peinlicher Gerichtshof im Department und einem Appellationsgerichtshof auf gesamtstaatlicher Ebene nach (Art. 47). Die einzelnen Richter wurden zwar vom König ernannt (Art. 50), aber er durfte sie nicht wieder absetzen und sie waren somit auch in ihrer Rechtsprechung unabhängig (Art. 49). Allerdings konnte es trotzdem zu einer gewissen Abhängigkeit kommen, denn erst nach einer Probe-

⁷¹ SIEBENEICKER, Repräsentanten der ganzen westphälischen Nation, S. 114.

⁷² Bulletin des lois et décrets du Royaume de Westphalie, S. 21–23.

⁷³ SCHMIDT, Das Musterkönigreich, S. 20.

zeit von fünf Jahren konnte die Ernennung auf Lebenszeit erfolgen (Art. 50). Ausnahme bildeten die Friedensgerichte, deren Richter vom Department-Kollegium gewählt wurden und für vier Jahre im Amt blieben und dann wieder zur Wahl standen (Art. 48). Artikel 51 legte fest, dass nur der Appellationsgerichtshof Richter absetzen konnte, wenn Klage gegen diesen erhoben wurde, weil er seinen Pflichten nicht nachkam. Urteile wurden im Namen des Königs gesprochen und nur er konnte die Strafe abmildern oder erlassen (Art. 52). Es ist interessant, dass Urteile nur im Namen des Königs ausgesprochen wurden, denn im Königreich Westphalen herrschte laut Verfassung ein Dualismus zwischen Königtum und den Vertretern des Volkes. Jérôme unterzeichnete jedes seiner Gesetze mit *von Gottes Gnaden und durch die Constitution König*. Somit müsste eigentlich auch der Zusatz *im Namen des Volkes* erfolgen. Der zwölfte Titel führte einzig mit Artikel 53 das Konskriptionssystem beim Militär ein und Verbot Anwerbungen über Geld. Allerdings war die Stellvertretertschaft zugelassen, so dass, wenn man es sich leisten konnte, die Wehrpflicht zu umgehen war.⁷⁴ Trotzdem brach mit dieser Einführung nicht nur im Hinblick auf die Wehrpflicht ein neues Zeitalter im militärhistorischen Sinne an, denn die Soldaten erfuhren eine bessere Behandlung, konnten in Offiziersdienstgrade durch Leistung aufsteigen, der Sold war höher als in anderen deutschen Ländern, zweimal täglich warmes Essen und vernünftige Unterkunft waren deutliche Verbesserungen.⁷⁵ Der dreizehnte Titel und die letzten Artikel 54 und 55 regelten die Veröffentlichung der Verfassung und beauftragten den Staatsrat mit der Umsetzung und Ergänzung der einzelnen Verfassungspunkte. Es folgten abschließend die Unterzeichnung Jérômes und der Befehl zur Veröffentlichung im Gesetz-Bulletin.

Anspruch und Wirklichkeit

Vor dem Hintergrund der zuvor ausgeführten Beschreibungen über das Wesen einer Verfassung ist festzuhalten, dass es sich bei der westphälischen Konstitution von 1807 erstmals um eine Verfassung handelte, die unserem heutigen modernen Verfassungsbegriff sehr nahe kommt.

Die Gewaltenteilung in Judikative, Exekutive und Legislative war festgeschrieben, auch wenn es sich bei der Legislative um eine äußerst begrenzte und schwache Form handelte, denn zum einen wurden die Departments-Kollegien nicht vom Volk gewählt, allerdings versuchten sie in ihrer Form der Zusammensetzung das Volk zu repräsentieren. Zum anderen kam den Ständen des Reiches bei der Gesetzesausarbeitung in einzelnen Gremien nur eine beratende Funktion zu und bei der Abstimmung über ein Gesetz erfolgte keine gesamtheitliche Diskussion. Jedoch muss auch hier erkannt werden, dass die Stände durchaus in der Lage waren Gesetze zu verhindern und der geheime, absolute Wahlmodus

⁷⁴ GROTHE, *Fader Schnickschnack oder wegweisende Reform?*, S. 129.

⁷⁵ SCHMIDT, *Das Musterkönigreich*, S. 20

war ein Novum.⁷⁶ Ebenso wurden Grundrechte eingeführt und die Gleichheit aller Untertanen betont. Der König wurde in seiner Herrschaftsausübung beschränkt, auch wenn es ihm weiterhin möglich war Gesetze per königliches Dekret zu erlassen.

Historiker, die Anhänger der Fremdherrschaftstheorie waren oder sind, stellten besonders die Einbindung Westphalens in den Rheinbund, die Unterwerfung des Königs unter die Familienstatuten, die Regelung über die Thronfolge, die Abtretung der Domänen und die Bildung der westphälischen Armee zur Hälfte aus französischen Truppen hervor. Den Neuerungen denen im Zeichen der damaligen absolutistischen Zeit modellstaatlicher Charakter zugewiesen wurde, wie etwa der Religionsfreiheit, der Judenemanzipation, Gleichheit vor dem Gesetz, Gewerbefreiheit, Abschaffung der Leibeigenschaft und der Adelsvorrechte im Steuersystem und beim Ämterzugang, sowie auch der Einheitlichkeit von Gerichtswesen, Steuersystem und Staatsaufbau mit Gewaltenteilung, aber vor allem auch die Einführung einer Volksvertretung vernachlässigten sie oder urteilten sie unter dem Muster des Scheinkonstitutionalismus ab.⁷⁷

Dieser Vorwurf des Scheinkonstitutionalismus gründet vor allem auf die nur zweimalige Zusammenkunft der Stände 1808 und 1810 und dem Recht des Königs Gesetze über königliche Dekrete zu erlassen.⁷⁸ Stubbe da Luz formulierte deshalb auch noch 2008 im erschienen Band „Modell und Wirklichkeit“, dass es sich bei der Möglichkeit Gesetze abzulehnen, „allein um ein legitimatorisches Beruhigungsmittel gegenüber der westphälischen Bevölkerung“ gehandelt hätte.⁷⁹ Dass dem nicht so ist und der König und der Staatsrat die Stände des Reiches durchaus ernst nahm, ist zum Beispiel daran zu belegen, dass er diese nach zwei Gesetzesablehnungen nicht mehr einberief, weil er weitere Ablehnungen fürchtete. Jérôme handelte somit verfassungswidrig, denn mindestens zur Abstimmung über das Finanzgesetz hätten die Stände einberufen werden müssen. Großer Aufschrei regte sich allerdings nicht, als die Stände nicht mehr einberufen wurden, denn die meisten Mitglieder waren Adlige, die eine Zusammenarbeit mit dem System aufgrund der Auflösung ihrer Privilegien nicht anstrebten. Eine weitere Rolle spielte sicherlich die gehaltslose Ehrenamtstätigkeit, die das Amt mit sich brachte. Die Verfassungswirklichkeit war in Bezug auf die Legislative zwar durchaus eingeschränkt, aber doch kein völliger Schein.⁸⁰ Die Legislative und das Parlament erfüllten durchaus Kommunikationsfunktionen im Wechselspiel zwischen Bevölkerung und Regierenden und waren insofern am Ge-

⁷⁶ In der Sitzungsperiode 1808 und 1810 lehnten die Abgeordneten jeweils ein Gesetz ab. Siehe auch: SIEBENEICKER, Repräsentanten der ganzen westphälischen Nation, S. 116.

⁷⁷ HUBER, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 1: Reform und Restauration 1789 bis 1830, Stuttgart u. a., 21967, S. 88.

⁷⁸ STUBBE DA LUZ, Helmut: Demokratische und partizipatorische Ansätze im politischen System der napoleonischen Modellstaatswesen Westphalen und Berg, in: DETHLEFS, Gerd/ OWZAR, Armin/ WEIB, Gisela (Hg.), Modell und Wirklichkeit. Politik, Kultur und Gesellschaft im Großherzogtum Berg und im Königreich Westphalen (Forschungen zur Regionalgeschichte 56), Paderborn u. a. 2008, S. 30–59, hier S. 31.

⁷⁹ Ebd., S. 31.

⁸⁰ GROTHE, Fader Schnickschnack oder wegweisende Reform?, S. 130.

setzungsverfahren beteiligt, besonders weil sie durch ihre Mitwirkung bei der Beratung der Entwürfe durch große Diskussionsfreudigkeit auftrat.⁸¹ Zudem sah sich das junge Königreich großen Problemen ausgesetzt und König und Staatsrat waren der Auffassung, dass es sich in dieser Krisenzeit besser ohne die Stände regieren ließ. Der schon betonte rein agrarische Charakter Westfalens war insofern problematisch, da die Verfassung eine weiter entwickelte bürgerliche Eigentümergeellschaft voraussetzte, die aber nicht vorhanden war. So war der Adel immer noch einer der Hauptrepräsentanten des Volkes, da er über die meisten Besitzungen verfügte und die meisten Steuern abführte. Dies ermöglichte ihm Gesetzesvorlagen, die zu seinen finanziellen Lasten waren, abzulehnen.⁸² So wurde zwar die Leibeigenschaft abgeschafft, aber die abhängigen Bauern wurden nicht befreit, sondern konnten sich nur durch eine Zahlung selbst ablösen, die den meisten Bauern aufgrund der finanziellen Lage unmöglich war.⁸³ Die Bauernbefreiung und Auflösung der Grundherrschaft wurde auch aufgrund einer Intervention Napoleons nicht vollzogen, weil Napoleon die Dotations-Domänen zum Aufbau seines Verdienstadels brauchte. Somit konnte ihm nicht daran gelegen sein, ähnliche Besitzverhältnisse wie in Frankreich zu schaffen. Dies behinderte den Aufbau einer bürgerlichen Gesellschaft und somit stand die Domänenpolitik im Widerspruch zu den Plänen des Modellstaats.⁸⁴ Trotzdem muss erwähnt werden, dass die Umsetzung der bürgerlichen Gleichheit auf dem Gebiet der Privilegien erfolgte. Der Adel unterschied sich in seiner rechtlichen Stellung nicht mehr von der übrigen Bevölkerung.⁸⁵ Unumstritten ist, dass im Königreich Westfalen ein Zielkonflikt zwischen Modellstaat und Satellitenstaat herrschte, denn auf der einen Seite sollten die liberalen Errungenschaften der Französischen Revolution als moralische Eroberungen die Bevölkerung Westfalens gewinnen und eine Anpassung der rheinbündischen Staatenwelt bewirken. Auf der anderen Seite wurden jedoch Mittel benutzt, die diesen entgegenwirkten. So kam es beispielsweise durch die Kriegskontributionen und den Unterhalt der westphälischen Armee zu großen finanziellen Schwierigkeiten, die höhere Steuern nach sich zogen und den Unmut der Bevölkerung vergrößerten.⁸⁶ Einen Staatsbankrott hätten die erhöhten Steuern dennoch nicht verhindert, doch dem kam bereits die Auflösung des Königreichs durch die militärischen Niederlagen Napoleons zuvor.⁸⁷ Durch die Kontinental Sperre gegen England verlor das Königreich seinen Absatzmarkt für Getreide und neue Märkte auf dem Kontinent wurden nur sehr schwer erworben, da das Kaiserreich durch hohe Schutzzölle seinen Handel auf dem Kontinent schützte, aber auch keine

⁸¹ SIEBENEICKER, Repräsentanten der ganzen westphälischen Nation, S. 116.

⁸² BERDING, Das Königreich Westfalen als napoleonischer Modell- und Satellitenstaat, S. 24–26.

⁸³ GROTHE, Fader Schnickschnack oder wegweisende Reform?, S. 131.

⁸⁴ BERDING, Das Königreich Westfalen als napoleonischer Modell- und Satellitenstaat, S. 28.

⁸⁵ Ebd., S. 24.

⁸⁶ Ebd., S. 27.

⁸⁷ SCHMIDT, Das Musterkönigreich, S. 21.

westphälischen Waren in Holland, Italien und in der Schweiz zuließ.⁸⁸ Dies führte zu einem erheblichen Schaden der westphälischen Wirtschaft und trug so zum Scheitern der moralischen Eroberung bei. „Der Satellitenstaat überlagerte zunehmend den Modellstaat.“⁸⁹

Der oft nach den Befreiungskriegen angeführte Topos, dass es zu einer deutschen Erhebung gekommen wäre, trifft auf das Königreich Westphalen trotz manch eklatanter wirtschaftlicher Belastungen nicht zu. Vielmehr boten Napoleon und Jérôme eine Vielzahl von Möglichkeiten sich mit dem Regime anzufreunden und in der Tat sehnten sich die meisten Bürger nach den Revolutionskriegen nach Ruhe.⁹⁰

Fazit

Trotz der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit markiert die Verfassung den Beginn des Konstitutionalismus auf deutschen Boden und hat einen entscheidenden Einfluss auf die spätere Entwicklung Deutschlands. So behielt der französische Code Napoleon auf dem Gebiet des Großherzogtums Berg und in den linksrheinischen Staaten des Rheinbundes seine Gültigkeit bei, bis es schließlich zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches am 1. Januar 1900 in ganz Deutschland kam.⁹¹ Aber auch in den nun wieder preußischen Gebieten wurden nicht alle Errungenschaften im Vergleich zu Hessen aufgelöst. Die preußischen Reformen orientierten sich an der Verfassung und den Reformen im Königreich Westphalen. So ist ihm auch eine Vorbildfunktion bei der Judenemanzipation in Preußen zuzuschreiben.⁹² Vor allem die süddeutschen Staaten zeigten Interesse an dem parlamentarischen System und übernahmen zum Beispiel das Finanzsystem. Abgeordnete der ehemaligen Reichsstände in Westphalen übernahmen später in anderen deutschen Staaten ebenfalls parlamentarische Aufgaben und konnten durch die Erfahrungen im Königreich Westphalen profitieren und ließen diese in die neuen Parlamente einfließen.⁹³ Die Verfassung und auch der Staat steuerten einen erheblichen Beitrag zum Modernisierungsprozess bei, der sich in den folgenden Jahren weiter entwickeln sollte. Zum Vorwurf des Scheinkonstitutionalismus lässt sich allgemein sagen, dass jede Verfassung eine gewisse Scheinverfassung darstellt, denn oftmals wird in einem Grundgesetz mehr versprochen, als später eingehalten wird, so dass Verfassungen, wie auch die des Königreichs Westphalens nicht nur normierende sondern auch legitimierende Funktion haben. Zudem wirkt dieser Begriff denunziatorisch, wenn er selbstgerecht aus heutiger Perspektive und im

⁸⁸ BURG, Peter: Unter französischen Zepher. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in Rheinland und Westfalen, in: VELTZKE, Veit (Hg.), Napoleon. Trikolore und Kaiseradler über Rhein und Weser, Köln u. a. 2007, S. 171–175.

⁸⁹ BERDING, Das Königreich Westphalen als napoleonischer Modell- und Satellitenstaat, S. 28.

⁹⁰ ECHTERNKAMP, Jörg: „Wo jeder Franzmann heißt Feind...“? Nationale Propaganda und sozialer Protest im napoleonischen Deutschland, in: Trikolore und Kaiseradler, S. 420–426.

⁹¹ OWZAR, Napoleonische Verfassungen in Westdeutschland, S. 139.

⁹² BERDING, Das Königreich Westphalen als napoleonischer Modell- und Satellitenstaat, S. 29.

⁹³ SIEBENECKER, Repräsentanten der ganzen westphälischen Nation, S. 118.

Vergleich mit unseren Maßstäben auf das Königreich Westphalen angewandt wird, das im damaligen Vergleich zu anderen Staaten zu Beginn des 19. Jahrhunderts durchaus positiv abschneidet.⁹⁴ Darüber hinaus ist es auch in heutiger Zeit ein Grundproblem, dass sich Reformen nur überaus langsam durchsetzen lassen, bis sie endlich ihre volle Wirkung entfalten. Dem Königreich Westphalen wurde diese Zeit nicht gegeben, da es zum einen keine sieben Jahre bestand und zum anderen eine Krisensituation der nächsten folgte. Dass es Napoleon durchaus ernst war, das Glück über das westphälische Volk zu bringen ist nicht von der Hand zu weisen, wie bereits der nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Brief an Jérôme zeigte und somit ist der Topos der Fremdherrschaft und Ausbeutung nicht haltbar. Allerdings wich Napoleon von seinen eigenen Vorgaben ab und zerstörte mit den ersten drei Titeln der Verfassung jene Hoffnung auf Realisierbarkeit des Modellstaats. Napoleon hatte eine eigene Hierarchie der Ziele und letzten Endes war ihm die eigene Herrschaftssicherung im Inneren Frankreichs wichtiger, als die Bevölkerung in den Satellitenstaaten zu dessen Lasten sie ging. Trotzdem erlebte die westfälische Bevölkerung im Vergleich zum alten fürstlichen, absolutistischen Regime im rechtstaatlichen Sinne eine Verbesserung, die sie später nicht würdigte. Denn als schließlich Napoleon gestürzt und der ehemalige Kurfürst als alter Mann von siebzig Jahren nach Hessen zurückkehrte, wurden alle Reformen rückgängig gemacht. Das Justizwesen fiel in die alte Willkür, die eingeführte Gleichheit und die abgeschaffte Leibeigenschaft waren hinfällig, der Code Napoleon wurde als abgesetzt erklärt und Westphalen erhielt seine ehemalige absolutistische Herrschaftsform zurück. Zuvor jedoch empfingen die Bewohner Kassels, laut Arno Schmidt, den Kurfürsten unter großem Jubel und 200 Menschen zogen, nachdem die Pferde des Wagens ausgespannt waren, die Kutsche des Kurfürsten zur Wilhelmshöhe und sangen vaterländische Lieder.⁹⁵ Am Ende stellt sich die Frage, was geschehen wäre, wenn das Heilige Römische Reich nicht aufgelöst worden wäre und die revolutionären Errungenschaften Frankreichs nicht den Weg nach Deutschland gefunden hätten.

⁹⁴ Vgl. die vergleichenden Arbeiten über das Großherzogtum Berg und das Königreich Westphalen von SEVERIN-BARBOUTIE, Bettina: Varianten napoleonischer Modellstaatspolitik, in: VELTZKE, Veit (Hg.), Napoleon. Trikolore und Kaiseradler über Rhein und Weser, Köln u. a. 2007, S. 147–165 und SEVERIN-BARBOUTIE, Modellstaatspolitik, S. 181–202.

⁹⁵ SCHMIDT, Das Musterkönigreich, S. 21.

Tagungsbericht: Die Landschaft in Westfalen

von Moritz Schäfer M. A.

Am Samstag, dem 5. November 2011, fand im Auditorium Maximum der Universität Paderborn die 20. Tagung zu „Fragen der Regionalgeschichte“ statt, die von Prof. Dr. Frank GÖTTMANN in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Eva-Maria SENG ausgerichtet wurde. Die zahlreich erschienenen Teilnehmer befassten sich in diesem Jahr mit Vorträgen zum Themenkomplex „Die Landschaft in Westfalen“.

Treffend beschrieb Prof. Dr. Frank Göttmann die Wechselwirkung zwischen Landschaft und Betrachter: „Der Mond ist nichts, wenn der Hund ihn nicht anbellt.“ Die Gegend wird also nur durch Wahrnehmung und nicht zuletzt Einwirkung des Menschen zur Kulturlandschaft. Entsprechend Gustav Treussen, der die Geschichte als ein Phänomen beschrieb, das sich in Zeit und Raum vollziehe, könne eben dieser Raum „Landschaft“ als historische Quelle angesehen und nutzbar gemacht werden, so Göttmann. Er verdeutlichte in diesem Zusammenhang die Beziehung zwischen Mensch und Landschaft. Zunächst wurden Längeneinheiten durch Maße des menschlichen Körpers (wie z.B. eine Elle) bestimmt, erst später wurde stärker abstrahiert und das Konstrukt „Raum“ geschaffen. Durch diese Definition bzw. emotionale und kognitive Reaktion des Menschen entsteht also der Raum als kulturelle Größe. Landschaft ist die „Verbindung von Land und Leuten“, die Kulturlandschaft setzt sich aus Konnotationen und Landschaftsgestaltung zusammen. Zunächst erfuhr die Natur eine „ästhetische Aufwertung“ durch den Menschen, später wandelte sich dieses Bild, sodass im 18. Jahrhundert die unberührte Natur romantisch verklärt wurde. Den wirtschaftlichen Bezug verdeutlichte Göttmann durch Helmut Kohls „Blühende Landschaften“, eine Metapher, die der ehemalige Kanzler seinerzeit als ökonomische Zukunftsperspektive für die „neuen Bundesländer“ anführte.

Auch der Biologe Prof. Dr. Hansjörg KÜSTER von der Universität Hannover machte in seinem Vortrag „Landschaft: Natur, Gestaltung, Ideen“ deutlich, dass es vor allem um den „Totaleindruck einer Gegend“ gehe, der sich aus Natur, Gestaltung und Kultur sowie dem „Ideal der Idylle“ zusammensetzt. Der Landschaftsbegriff sei also ohne Kultur gar nicht möglich. Küster machte jedoch deutlich, dass sich die Natur auch ohne den Menschen in einem Zustand steter Wandlung befindet: So hat sich beispielsweise in den vergangenen 10.000 Jahren die Anzahl der Pollenkörner verändert, was durch die Untersuchung verschiedener Bodenschichten entdeckt wurde. Das Konzept der Nachhaltigkeit sei dementsprechend eine kulturelle Idee, denn Natur bedeute vielmehr Dynamik. Um dies zu verdeutlichen, lies Küster seine Zuhörer ein wenig „Detektiv spielen“. Er präsentierte die Photographie einer Heidelandschaft in Ibbenbüren, anhand derer die Spuren der Landschaftsgeschichte sichtbar werden sollten. Die Aufnahme zeigte, dass hier zuerst ein geschlossener Wald vorhanden gewesen sein muss, das Gebiet anschließend als Ackerland

und beweidete Heide nutzbar gemacht und zuletzt zum Naturschutzgebiet umfunktioniert wurde. Küster begründete außerdem, warum dem Wald in Deutschland ein so hoher Stellenwert zugeschrieben wird: Das mythologische Verhältnis der Deutschen zum Wald ist bereits in Tacitus' bewaldetem Germanien begründet. Im 18. Jahrhundert gab es einen planmäßigen Aufbau von Wäldern, der aber in erster Linie ökonomische Gründe hatte. Allerdings wurde der forstliche Nachhaltigkeitsbegriff bereits 1713 durch Hans Carl von Carlowitz geschaffen, was zur Aufforstung der Wälder führte.

Auch im militärischen Kontext sei dem Wald ein hoher Stellenwert zugeschrieben worden. Die Wälder an der Grenze zu Frankreich beispielsweise wollte man als natürlichen Schutzwall erhalten, damit sich der „Feind“ im Falle eines Angriffs darin verlief.

Prof. Dr. Stefan SCHWEIZER (Universität Düsseldorf) sprach in seinem Vortrag „Die ‚deutsche‘ Landschaft“ das Phänomen einer nationalen Semantisierung an. Er bezeichnete Landschaft als „Raum kollektiver und individueller Memoria“, also als Gedenklandschaft, die die Geschichte einer Gegend widerspiegelt. Außerdem führte er die Zuhörerschaft in die Idee von Landschaft als gestaltbaren Raum ein. Dabei ging es sowohl um Landschaft als nationale Kategorie, als auch um Theorien der Gartenkunst, die in Deutschland seit 1779 diskutiert wurden und als Ansätze einer patriotischen Gartenkunst bezeichnet werden können. Mit ihr habe man nicht nur eine flächendeckende Kultivierung im Einklang mit der Natur angestrebt, sondern auch die Errichtung von Nationaldenkmälern. Beispiele dafür lassen sich auch in der Region finden. Schweizer verwies in diesem Zusammenhang auf das Hermannsdenkmal bei Detmold. All dies weist darauf hin, so das Fazit Schweizers, dass Landschaft als Teil menschlicher Identität betrachtet werden könne.

Prof. Dr. Eva-Maria Seng von der Universität Paderborn identifizierte in ihrem Vortrag „Die Kulturlandschaft – Entität oder Konstrukt?“ die Kulturlandschaft als Resultat von Naturgegebenem *und* Geschichtlichem. Zur Kunstgeographie Westfalens sagte sie, dass zumeist die Pragmatik bestimme, wo man ein Kunstwerk bestelle und nicht die Tatsache, dass man zwangsweise etwas typisch Westfälisches haben wolle. Seng thematisierte zudem den Stellenwert der Landschaft im Kontext internationaler Denkmalpflege. Seit 1992 ermöglicht die UNESCO die Aufnahme von Kulturlandschaften als Stätten von außergewöhnlichem Wert. Diese sind entweder vom Menschen bewusst gestaltet, stellen eine Auseinandersetzung von Mensch und Kultur dar oder bezeichnen Landschaften, deren Wert in Assoziationen wie Religion und Kunst liegt. Dadurch werden zum Einen indigene Stätten stärker berücksichtigt, zum Anderen begegnet die UNESCO nicht nur dem Dilemma um die Aufnahme von Agrarstätten, sondern auch dem Eurozentrismus, der ihr immer noch anhaftet. Weiterhin machte Seng auf die identitätsstiftende Bedeutung der Kulturlandschaft aufmerksam und nannte in diesem Zusammenhang auch den aktuellen Antrag Paderborns, das Paderquellgebiet als Kulturlandschaft mit in die Welterbeliste aufzunehmen.

Dr. Jan CARSTENSEN, Direktor des LWL-Freilichtmuseums in Detmold, führte mit seinem Vortrag „Der Torf und die Landschaft“ zunächst in die Rezeption des Moores ein. Mit einem Zitat aus Annette von Droste Hülshoffs „Der Knabe im Moor“ verdeutlichte er die schaurig-schöne Konnotation, die dieser Landschaft seit jeher anhaftet: „Oh schaurig ist's übers Moor zu gehen...“. Was als schaurig rezipiert würde, habe allerdings oft einen ganz anderen Hintergrund: Der Begriff „Teufelsmoor“ etwa habe lange Zeit für taubes, unfruchtbares Moor gestanden. Um eben diesen entromantisieren, wirtschaftlich orientierten Blick auf das Moor ging es Carstensen in seinem Vortrag.

Bereits im Mittelalter wurde auf den friesischen Inseln Torf zur Salzgewinnung abgebaut, ab dem 11. und 12. Jahrhundert etablierte er sich als wichtige Handelsware. Zwar waren schon 1818 weite Teile des Moores verbraucht, dennoch ging der Abbau weiter. 1880 wurden allein in Schleswig-Holstein 100 Millionen Soden zu wirtschaftlichen Zwecken verfeuert. In der Zeit des Torfabbaus wurde Leben auf dem Moor als sittenlos verschrien. Schon seit 1750 begann man mit der „Kultivierung“, also Zerstörung der Moore; in Westdeutschland blieben nur ca. 11.000 km² Moorgebiete übrig. Im 20. Jahrhundert endete dann der Abbau von Brenntorf weitestgehend und heute versucht man, dem Rückgang der Moorgebiete durch Wiedervernässung entgegenzuwirken - ein Vorgang, der jedoch über mehrere Jahrhunderte andauern muss. Auch wenn die Bedeutung des Brennstoffes Torf im Verlauf der Jahre immer weiter abnahm, besann man sich 1970 im Zuge der Ölkrise noch einmal auf diese Energiequelle: 25% der Energie in Irland wurde damals durch Torf gewonnen.

Dr. Wilfried EHBRECHT vom Institut für vergleichende Städtegeschichte an der Universität Münster bezeichnete in seinem Vortrag „Raum' und ‚Land' Westfalen in der landesgeschichtlichen Forschung“ die Raumforschung als Aufgabe der Landesgeschichte. Dabei stellte er fest, dass die gern benutzte Bezeichnung „Ostwestfalen-Lippe“ im geographischen und politischen Sinne jeder historischen Bindung entbehrt. Anhand von Verbreitungskarten veranschaulichte er, dass kulturelle Zusammenhänge durchaus erkennbar seien, einen westfälischen Bevölkerungstyp gäbe es jedoch nicht. Dennoch sei im Laufe der Jahre ein kulturelles Gemeinschaftsbewusstsein der „Westfalen“ entstanden. Kultur- und Naturräume seien also nicht zwingend deckungsgleich. Westfalen besitzt auch weder einen kulturellen oder wirtschaftlichen Mittelpunkt noch eine Achse, doch die Bereiche Münster, Osnabrück, Dortmund und Soest können als prägend angesehen werden. Beispielsweise in Bezug auf eine „Wirtschaftsgeschichte Westfalens“ sei noch Forschungsbedarf vorhanden.

Zuletzt lieferte Christian HÜLS, Filmwissenschaftler an der Universität Paderborn, einige visuelle Eindrücke einer Stadtlandschaft am Beispiel Paderborns. Anhand eigener Schwarz-Weiß-Photographien und eines Super-8-Films, der im Rahmen eines Seminars entstanden war, vermittelte Hüls seine persönliche Wahrnehmung Paderborns. Entsprechend der gezeigten Bilder sagte Hüls, die Stadt sei ihm immer etwas leblos vorgekommen. Den seit mehreren Jahren für die Stadt werbenden Slogan „Paderborn überzeugt“

bezeichnete er als reines Marketing-Konstrukt, das die Seele der Stadt nicht einfangen könne. Die anschließende Diskussion, an der sich vor allem zahlreiche Paderborner aus dem Plenum beteiligten, machte deutlich, auf welche unterschiedliche Weise ein und derselbe Ort von verschiedenen Menschen wahrgenommen werden kann.

Prämierung von Geschichts-Facharbeiten mit regionalgeschichtlichem Schwerpunkt

Michael Wittig

Auch in diesem Jahr wurden von Gymnasien aus den Kreisen Paderborn und Höxter wiederum Geschichts-Facharbeiten mit regionalem Themenschwerpunkt eingereicht. Ein Team mit fachlicher und pädagogisch-didaktischer Qualifikation hat diese gesichtet. Hier sollen die zwei prämierten Arbeiten kurz vorgestellt werden.

Vom Goerdeler-Gymnasium Paderborn hat Herr Matthias Baaske als Fachlehrer die Arbeit von Sonja Werner eingereicht. Frau Werner hat sich bei ihrer Facharbeit auf eine wichtige Person der Paderborner Geschichte eingelassen, auf den bislang einzigen Linken, der in Paderborn zum Bürgermeister gewählt wurde, auf „Franz Löhner und sein politisches Wirken und seinen Einfluss auf die Paderborner in der Zeit der Märzrevolution 1848“. Sonja Werner ist der Frage nachgegangen, wie weit die Etiketten tragen, die wir Menschen schnell anheften; war Löhner wirklich, wie damals behauptet, ein Linker? was bleibt im Abstand von 150 Jahren von dieser plakativen Zuordnung?

Der Fachlehrer Kai Hasenbein vom Gymnasium Brede, Brakel, hat die Arbeit seines Schülers Sebastian Beug eingereicht. Herr Beug wählte sich als Thema „Demokratisierende und politisierende Auswirkungen der deutschen Revolution in Höxter“ anhand der Haltung zweier dortiger Vereine, des politischen und des konstitutionellen Vereins, anlässlich der Vertagung der preußischen Nationalversammlung. Er schildert differenziert die unterschiedlichen Möglichkeiten, die man in Höxter sah, mit der politischen Krise in der zweiten Jahreshälfte 1848 umzugehen.

Das Besondere an der Arbeit von Sebastian Beug ist, dass er exemplarisch das Wesentliche geschichtlichen Forschens hier vorexerziert: Er stellt seine Frage, sucht dafür nach Belegen, nach Quellen, anhand derer er seine Frage beantworten kann, und registriert dann, wie sich Fragestellung und Quellenlage gegenseitig beeinflussen und verändern. Beug hat dafür bislang nicht verwendete Unterlagen im Stadtarchiv Höxter genutzt. Auch der Mühe, handschriftliche Aufzeichnungen in Kurrentschrift zu transkribieren, hat er sich unterzogen.

Dies ist eine ganz erstaunliche Leistung in einer schulischen Facharbeit.

Der *Verein für Geschichte* hat für diese Arbeiten einen Geldpreis ausgelobt. Ferner bieten wir den Preisträgern eine Schnuppermitgliedschaft in unserem Verein an. Die Preise wurden den Preisträgern in ihren Schulen vor der versammelten Jahrgangsstufe und den zuständigen Lehrern im Beisein der Presse vom Vorsitzenden übergeben.

Glückwunschnotizen

Prof. Dr. Frank Göttmann

Prof. Dr. Frank Göttmann hat im Herbst 2011 seinen 65. Geburtstag gefeiert. Er, der meist leise auftritt, stand hier im Zentrum einer Oskar-würdigen Feier: Die Spitzen von Universität und Fakultät, Weggefährten und der von ihm geförderte und geforderte wissenschaftliche Nachwuchs gaben sich das Mikrophon in die Hand. Frank Göttmann hat als ordentliches Mitglied der Historischen Kommission für Westfalen das Ansehen des Historischen Instituts der Universität Paderborn gefördert, er hat sich als Dekan und Prodekan der Fakultät für Kulturwissenschaften sowie als Sprecher des Senats in die universitäre Selbstverwaltung eingebracht, durch die jährlichen Tagungen zu Fragen der Regionalgeschichte hat er einem breiteren historisch interessierten Publikum die Möglichkeit zur Teilnahme an neueren Forschungen sowie deren Diskussion gegeben. Im Verein für Geschichte an der Universität Paderborn hat als akademischer Lehrer dafür gesorgt, dass junge Historiker für ihre wissenschaftlichen Arbeiten auch stets Anregung und ein Forum gefunden haben. Von 2000 bis 2010 hat Frank Göttmann im Vorstand unseres Vereins mitgewirkt; wir schätzen seine inspirierenden, abgewogenen Beiträge und wie er sich in menschlich angenehmer Weise einbringt:

Ad multos annos.

Verein für Geschichte an der Universität Paderborn, Dr. Michael Wittig, 1. Vorsitzender



Bild?

Prof. Dr. Eva-Maria Seng



Text fehlt

PD. Dr. Michael Ströhmer M. A.

Michael Ströhmer, vielen Lesern dieser Zeitschrift vor allem als der Redakteur dieses Periodikums unseres Vereins, der *Paderborner Historischen Mitteilungen*, und als Herausgeber unserer Schriftenreihe *Paderborner Beiträge zur Geschichte* bekannt, hat im 1. Februar 2012 (Lehrprobe und Kolloquium) dieses Jahres seine Habilitation mit einer Arbeit zur Rechts- und Verfassungsgeschichte des Alten Reiches („Jurisdiktionsökonomie im Geistlichen Staat. Das 18. Jahrhundert im Hochstift Paderborn“) vollendet. Dazu gratulieren wir ihm ganz herzlich.



Ströhmer ist 1968 in Bremen geboren, zog dann jedoch die Weser aufwärts und lebt heute mit seiner Frau und den zwei Söhnen auf der mit Wasser reichlicher gesegneten östlichen Seite des Eggegebirges. Ströhmer hat in Bremen und Paderborn die Fächer Geschichte, Kunst und Medienwissenschaften studiert und 1997 mit dem Masterexamen abgeschlossen – wobei dieses Verb bei Ströhmer nicht korrekt ist, denn er ist und bleibt spürbar ein Forschender. Seine 2001 vorgelegte Dissertation „Von Hexen, Ratsherren und Juristen. Die Rezeption der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. in den frühen Hexenprozessen der Hansestadt Lemgo 1583-1621“ (= Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte 43) wird als „mustergültig“ und „wegweisend“ gelobt; die Arbeit wurde mit dem Ignatz-Theodor-Liborius-Mayer Preis ausgezeichnet.

Ströhmer versteht es, bei den Studenten und den Mitgliedern in der Redaktion das Wort von der „Geschichte als stets junger Wissenschaft“ mit Leben zu erfüllen. Seit 2001 wirkt er als wissenschaftlicher Mitarbeiter und seit 2005 als Assistent am Lehrstuhl für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Paderborn. Dem nun habilitierten Dozenten, dem Forscher und Lehrer, wünschen wir – beruflich und privat - für seine Zukunft alles erdenklich Gute.

Im Namen des *VjG*, der Vorstand, Michael Wittig

Kurzporträts neuer Kolleginnen und Kollegen des Historischen Instituts der Universität Paderborn

Neueste Geschichte mit Schwerpunkt Zeitgeschichte



Lehrreich und im wohlverstandenen Sinne unterhaltsam. So lautet der Anspruch, den Peter E. Fäßler an die Geschichtswissenschaften stellt und dem er sich selbst verpflichtet fühlt. Gerade die Zeitgeschichte, die er seit dem Sommersemester 2009 an der Universität Paderborn vertritt, bietet aufgrund ihrer Nähe zur Gegenwart ein breites Spektrum erkenntnisreicher und unterhaltsamer Themen.

Geschichte, Biologie und Germanistik studierte Peter E. Fäßler an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg. Die recht unterschiedlichen Lehr- und Forschungskulturen einer Geistes-, Natur- und Sprachwissenschaft empfand er dabei als erfrischend. Daher überrascht es kaum, dass seine ersten wissenschaftlichen Gehversuche auf dem interdisziplinären Feld der Wissenschaftsgeschichte erfolgten. Das Dissertationsthema, eine Biographie des Biologen und Nobelpreisträgers Hans Spemann (1869-1941), erschloss ihm die überaus spannende Wissenschafts- und Kulturgeschichte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Zu jener Zeit emanzipierte sich mit Erfolg eine jüngere, experimentell-empirisch arbeitende Naturwissenschaft von der älteren, eher naturphilosophisch ausgerichteten Forschungstradition. Großzügig gefördert durch die Heidelberger Akademie der Wissenschaften, durchforstete Fäßler zahlreiche Archive in den USA und rekonstruierte so ein komplexes Netzwerk europäischer und US-amerikanischer Biologen. Es war eine exemplarische Analyse des transatlantischen Kulturtransfers, der für das 20. Jahrhundert bestimmend sein sollte. Für seine Forschungsleistung verlieh ihm die Albert-Ludwigs-Universität den renommierten „Hans-Spemann-Preis“ des Jahres 1996.

Nach seinem Wechsel an die Technische Universität Dresden im Jahre 1994 wandte sich Fäßler ganz der Neuesten Geschichte zu. Unter dem noch frischen Eindruck der Vereinigung beider deutscher Staaten untersuchte er die Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Bundesrepublik und der DDR. Im Vordergrund stand die Frage nach der politischen Instrumentalisierung dieser ökonomischen Bande. Während der heißen Phase des Kalten Krieges, also bis in die frühen 1960er Jahre hinein, dominierten politisch-ideologische Vorgaben eindeutig den Waren- und Dienstleistungsverkehr durch den „Eisernen Vorhang“. Doch bereits vor Beginn der allgemeinen Entspannungspolitik zeichnete sich bei den Wirtschaftsbeziehungen eine nüchterne, konstruktive Gesprächskultur ab. Offenkundig lösten sich die ökonomischen Akteure beider Seiten frühzeitig von der politischen Bevormundung und folgten zunehmend ihren Eigeninteressen. Damit fügte sich diese Entwicklung in den für das ausgehende 20. Jahrhundert nachweisbaren Trend einer Entpolitisierung von internationalen Wirtschaftsbeziehungen ein.

Nach Abschluss seiner Habilitation bearbeitete Fäßler weitere Forschungsgebiete, zu denen er einschlägige Publikationen vorlegte. Es sind vor allem viel diskutierte Fragen nach der historischen Bedingtheit von Globalisierung und der Mensch-Umwelt-Beziehungen, die ihn derzeit beschäftigen.

Wie sehen nun die Planungen für die künftige Arbeit an der Universität Paderborn aus? Grundsätzlich ist Fäßler überzeugt davon, dass die Neueste Geschichte / Zeitgeschichte viele Anregungen für gegenwärtige Probleme und Fragestellungen bieten und damit weit in die Gesellschaft hinein strahlen können. Aus diesem Grund behandelt er im Rahmen seiner akademischen Lehre bevorzugt Themen, die einen Aktualitätsbezug, inter- und transnationale Fragestellungen oder auch einen interdisziplinären Zuschnitt erkennen lassen. Neben den normalen Lehrveranstaltungen erfreuen sich Rhetorik-Kurse beachtlicher Resonanz bei den Studierenden. Zudem hat er einen „Paderborner Gesprächskreis für Fragen der Zeitgeschichte“ etabliert, der sich zweimal im Semester trifft und Themen aus Wirtschaft, Politik und Kultur diskutiert. Beide Angebote dienen einer anregenden universitären Gesprächskultur.

In der Forschung werden die Schwerpunkte auch künftig auf der „Geschichte der Globalisierung“ und der „Umweltgeschichte“ liegen. Gleichwohl ist daran gedacht, verstärkt Bezüge zur Regionalgeschichte Ostwestfalens herzustellen. Beide Forschungsfelder bieten hierfür hervorragende Anknüpfungspunkte. Beispielsweise versprechen Studien zum Spannungsverhältnis von Globalisierung und regionaler Identität interessante Ergebnisse. Ebenso lassen sich umwelthistorische Problemstellungen sehr gut auf der Basis empirischer Fallstudien aus dem regionalen Einzugsbereich erforschen.

In diesem Sinne möchte die Zeitgeschichte an der Universität Paderborn über Forschung und Lehre in die Region und Gesellschaft hinein wirken; lehrreich und unterhaltsam – wohlgemerkt.

Kontakt:

Prof. Dr. Peter E. Fäßler

Raum N 2.316

Tel.: 05251-60-2433

Mail: peter.faessler@upb.de

<http://kw.uni-paderborn.de/institute-einrichtungen/historisches-institut/personal/faessler/>

Didaktik der Geschichte



Seit dem 1. April 2010 ist Dr. Frank Oliver Sobich als Geschichts-
didaktiker an der Universität Paderborn beschäftigt. Er ist dem
Lehrstuhl von Prof. Dr. Dietmar Klenke zugeordnet und hat seinen
Schwerpunkt in der schulbezogenen Geschichtsdidaktik.

Frank Oliver Sobich hat an der Universität Bremen Geschichte,
Politik und Erziehungswissenschaften auf Lehramt studiert. Durch
die damalige offene Struktur des Projektstudiums in Bremen konnte
er auch Veranstaltungen in Soziologie, Philosophie, Jura und Religions-
wissenschaften besuchen, die ihm viele Anregungen für seine
weitere Forschungs- und Lehrtätigkeit brachten. Schon während seines Studiums war er
aktiv in der außerschulischen Jugend- und Erwachsenenbildung tätig, aus denen er viele
Anregungen für neue Methoden und Medien der Wissensvermittlung mitnahm.

In seiner Dissertation *„Schwarze Bestien, rote Gefahr“ – Rassismus und Antisozialismus im
deutschen Kaiserreich* untersucht er, wie die Rezeption politischer Ereignisse öffentliche Dis-
kurse beeinflusste. Ausgehend vom den Aufständen der Herero und Nama in ‚Deutsch-
Südwestafrika‘ 1904 analysiert er, wie die Berichterstattung über die Aufstände und die äu-
ßerst brutale Bekämpfung durch die deutschen Truppen das Bild von ‚Schwarzen‘ in der
deutschen Öffentlichkeit grundlegend verwandelte: vom ‚Kind-Neger‘ zur ‚schwarzen
Bestie‘. Vermutlich wäre dieser Wandel nur vorübergehend gewesen, wenn nicht bei den
Reichstagswahlen 1906/1907 die Kolonialaufstände prominent Thema geworden wären:
Sobich weist nach, wie in der Wahlkampf-Agitation versucht wurde, die ‚vaterlandsverrä-
terische Sozialdemokratie‘ mit den ‚blutrünstigen Wilden‘ und dem ‚missgünstigen Aus-
land‘ in Verbindung zu bringen. Dabei interessiert er sich gleichermaßen für die Bilder von
den ‚gefährlichen Klassen‘ wie auch von den ‚schwarzen Heiden‘ in der deutschen Öffent-
lichkeit und für die Frage, was diese über die deutsche Gesellschaft am Vorabend des ers-
ten Weltkriegs verraten.

Aus seiner Dissertation hat sich sein Habilitationsprojekt entwickelt: Verstört über die
merkwürdige Rezeption der sogenannten ‚Hottentottenwahlen‘ von 1907 begann Sobich,
sich systematisch mit Wahlen und Parteien in der Geschichtswissenschaft und im Ge-
schichtsunterricht zu beschäftigen. Seine Idee, ein Lernportal im Internet aufzubauen, das
für den Geschichtsunterricht nutzbar ist, bleibt seinem sozial- und ideengeschichtlich un-
terfütterten, politikgeschichtlichen Ansatz weiter treu und ergänzt ihn durch didaktische
Fragen nach interaktiven Lernmitteln, Karten und Statistiken im Geschichtsunterricht -
aber auch der Problematik, wie der Geschichtsunterricht selbst autoritäre Vorstellungen
über Wahlen und Parteien transportiert.

Während seiner Promotionsphase war Sobich wissenschaftlicher Mitarbeiter im Euro-
päischen Parlament, danach Referendar und Lehrer für Geschichte und Politik im Schul-
zentrum Bremen-Blumenthal. Nach einem kurzen Intermezzo beim American Jewish
Committee, wo er für das Demokratie-Bildungsprogramm „Hands across the Campus“

zuständig war, wechselte er 2008 an die Universität Greifswald und arbeitete dort bis zu seinem Wechsel nach Paderborn als Geschichtsdidaktiker.

Annotation: Blog „Brotgelehrte“

Mareike Menne

Der Bologna-Prozess zielt bekanntlich auf Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Hochschulen, auf Mobilität der Studierenden und fordert ein gestuftes Studiensystem – derzeit treffen Bilanzen dazu ein, und die wenigsten sind begeistert.¹ Es fällt allerdings auf, dass ein weiteres Ziel der Reformbeschlüsse von 1999, eines, wofür Politik, Hochschulen und Arbeitgeber übrigens gemeinsam Verantwortung übernehmen wollten², seltsam unterbelichtet bleibt: die Beschäftigungsfähigkeit der Absolventen, *employability*.³

Für die Geisteswissenschaften bestehen hinsichtlich der Beschäftigungsfähigkeit eine Reihe von Problemen und Konflikten. Es irritierte manchen Lehrkörper, dass Erstsemester nun an die Universität kamen und erwarteten, dass sie von dort nach sechs Semestern in einen Beruf gehen könnten – schöne neue Welt, endlich ein Neigungsfach studieren und anschließend Karriere machen! Es irritierte weiterhin eben jene Erstsemester, dass sie im Lehrkörper auf wenig Begeisterung stießen, im Gegenteil, belehrt wurden, was ein Universitätsstudium sei – nämlich Bildung, und was nicht – nämlich Ausbildung. Wenn sie studierten, um anschließend einen Job zu haben, gebe es schließlich die Lehramtsstudiengänge, so eine wiederholte Äußerung aus der Hilflosigkeit heraus. Auch der Arbeitsmarkt reagierte schwerfällig: Hatte er zuvor kaum Angebote für Magistri Artium, bietet er nun natürlich auch keine für Bachelors of Arts – und was sollten die können, worin besteht ihr Mehrwert?

Tatsächlich wissen wir jenseits des öffentlichen Dienstes (Schul-, Archivdienst und akademische Karriere) wenig über unsere „Berufsfähigkeit“ und den Wert am Arbeitsmarkt. Wir wissen wenig über unsere Absolventen – wie gestaltet sich der Berufseinstieg, wo kommen sie unter, welche Tätigkeiten üben sie dort aus? Stichproben zeigen, dass die Absolventen, die nicht in den öffentlichen Dienst gehen, hinsichtlich des „Nutzens“ ihres

¹ Siehe z. B. http://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2010/28420178_kw04_bildung/index.html, das Forum <http://bologna-schwarzbuch.de/>, REUB, Roland/ OSEL, Johannes: Zehn Jahre Bologna-Reform. Harsche Kritik an Bachelor und Master, in: <http://www.sueddeutsche.de/bildung/zehn-jahre-bologna-reform-harsche-kritik-an-bachelor-und-master-1.1441136> (15.08.2012), WIARDA, Jan-Martin: Zehnjähriges Jubiläum. „Es ist zu früh, über die Bologna-Reform zu urteilen“, in: <http://www.zeit.de/studium/hochschule/2012-08/kommentar-schavan-bologna> (13.08.2012), sämtlich zuletzt aufgerufen am 01.10.2012.

² <http://www.hrk-bologna.de/bologna/de/home/1982.php> (01.10.2012). Die nationale Bologna-Gruppe besteht in Deutschland aus Vertretern des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes, der Hochschulrektorenkonferenz, der Kultusministerkonferenz, des freien Zusammenschlusses von StudentInnenschaften, der Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände, der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, des Akkreditierungsrates und des deutschen Studentenwerks.

³ Eine Studie auf der Grundlage von Studierenden-, Absolventen- und Unternehmensbefragung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung von 2011 liegt inzwischen vor: http://www.bmbf.de/pubRD/mit_dem_bachelor_in_den_beruf.pdf (01.10.2012).

Studiums tendenziell unzufrieden sind: zu wenig Ermutigung, zu wenig Praxistransfer während des Studiums, zu wenige Möglichkeiten, das Studium am eigenen Berufsinteresse auszurichten, zu wenig Bereitschaft der Dozenten, als Kontakte zwischen Studium und Arbeitswelt zu fungieren und ein Unterricht an der Arbeitsmarktwirklichkeit vorbei, so lauten die Vorwürfe.⁴

Die Rückmeldung von Dozenten wiederum zeigt, dass wir uns im Kreis drehen. Es ist tatsächlich nicht ihre Rolle, Mittler in die Arbeitswelt zu sein, es ist tatsächlich nicht Aufgabe eines wissenschaftlichen Studiums, Erfordernisse des Arbeitsmarktes zu bedienen. Aber bedeutet dies, dass es statthaft sei, sich zu diesen Fragen und Bedürfnissen nicht äußern zu können und zu wollen?

Offenbar gibt es Gesprächs- und Vermittlungsbedarf; aus diesem Grund habe ich – auf Anregung von Studierenden – den Blog www.brotgelehrte.wordpress.com ins Leben gerufen. Die nach Schiller⁵ pejorative Benennung des Blogs zielt mit einem Augenzwinkern nicht nur auf die Studierenden, die sich vermeintlich nur für die Anteile des Studiums interessieren, die sie zu „Brot“ machen können, sondern auch auf die älteren und jüngeren Kommilitonen, die es beunruhigt, sobald sie mit Neuem konfrontiert werden, sei es in der Wissenschaft, in ihren alltäglichen Routinen oder in ihrem Selbstbild.

Der Blog umfasst drei große Themenbereiche:

1. Möglichkeiten, *employability* in das Studium zu integrieren, etwa in der Identifikation und Benennung von fachspezifischen und Schlüsselqualifikationen, in der Wahl von spezialisierten Master- oder FH-Programmen, in Erfahrungen außerhalb des eigentlichen Studiums, in Methodenkompetenz und -vielfalt,

2. Facetten der Arbeitswelt: Berufseinstieg, Berufspraktiken, alte und neue Berufsfelder mit ihren spezifischen Anforderungen, Netzwerke, Modi der Berufstätigkeit (Selbstständigkeit, Work-Life-Balance, Elternschaft),

3. Reflexionen über Studium und Arbeitswelt: Worin liegt unser Wert und der unserer Arbeit? Wie können wir Öffentlichkeitsarbeit in eigener Sache leisten, für die Relevanz und Sichtbarkeit unserer Zunft in der Gesellschaft eintreten – und es damit nicht jedem einzelnen selbst überlassen, immer wieder unseren „Nutzen“ erklären zu müssen?

Ich würde mich freuen, Kommentare und Feedback zu erhalten, damit die Brotgelehrten ein lebendiges Forum stellen, sich vernetzen, sich über Herausforderungen austauschen, Altes und Neues – und auch ihre Identität – infrage stellen, nach Lösungen suchen.

⁴ Die Stichproben erfolgten im Rahmen meiner Tätigkeit als Studiengangsmanagerin an der Uni Stuttgart; die Tendenzen bestätigte Dr. des. Lena Krull, Universität Münster, auf der Grundlage einer unveröffentlichten Alumnibefragung. Ich danke ihr für den Informationsaustausch. Siehe auch die Rezension von BUDDE/ FREIST/ GUENTHER-ARNDT: *Geschichte* (Sandra Venske) in dieser Ausgabe.

⁵ SCHILLER, Friedrich: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?, Antrittsvorlesung Jena 1789, in: *Der Teutsche Merkur*, Bd. 4 (1789), S. 105-135, online: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/teutmerk/teutmerk.htm> (01.10.2012).

Ich gehe davon aus, dass sich unter den vermeintlichen Brotgelehrten viele „philosophische Köpfe“ mit Selbstvertrauen und Begeisterung finden.

GUIDO M. BERNDT (Hg.): Vita Meinweri episcopi Patherbrunnensis. Das Leben Bischof Meinwerks von Paderborn. Text, Übersetzung, Kommentar (Mittelalter-Studien 21), München: Fink 2009, 329 Seiten, Abb., 41,90€

Mit dem von Guido Berndt herausgegebenen Buch liegt die wohl in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandene Vita des Paderborner Bischofs Meinwerk erstmals in vollständiger deutscher Übersetzung vor. Der Band, der sich ausdrücklich auch an ein breites Publikum wendet, verbindet eine einleitende Studie zur Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte und zu zentralen Themen des Textes (S. 9-61) mit einer auf den Editionen von Georg Heinrich Pertz (MGH SS 11, Hannover 1854) und von Franz Tenckhoff (MGH SS rer. Germ. 59, Hannover 1921, ND 1983) aufbauenden und erweiterten textkritischen Wiedergabe der Lebensbeschreibung. Dem Originaltext ist die deutschsprachige Übersetzung mit einem ausführlichen inhaltlichen Kommentar synoptisch gegenübergestellt (S. 62-255). Abgerundet wird das Buch von einem umfassenden Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personen- und Ortsnamenregister.

Auch wenn die einleitende Studie nicht den Anspruch einer umfassenden Forschungsarbeit zur Lebensbeschreibung Meinwerks erhebt, so kann sie doch über die kritische Zusammenstellung bisheriger Untersuchungsergebnisse hinaus wichtige Erkenntnisse beisteuern. So relativiert Berndt aufbauend auf seiner gründlichen Beschreibung der Handschriften die Annahme der älteren Forschung, bei der ältesten Überlieferung (Universitäts-, Landes- und Murrhardsche Bibliothek Kassel, Codex Ms. hist. 4^o 12) handele es sich um das Autograph des Textes. Stattdessen will Berndt die Kasseler Überlieferung lediglich als „teilautographische Handschrift“ verstanden wissen und eröffnet so die Möglichkeit, die paläographischen Befunde als Belege einer mehrstufigen Genese des Textes zu interpretieren.

Auch bezüglich der Diskussionen um den möglichen Autor des anonym entstandenen Textes fordert Berndt zur Differenzierung auf. Der Einfluss der Abdinghofer Mönche auf die Abfassung des Textes sei angesichts der Verehrung, die Meinwerk in der von ihm gegründeten Gemeinschaft erfuhr, nicht von der Hand zu weisen. Zugleich hebt Berndt jedoch hervor, dass die im Block in die Lebensbeschreibungen inserierten Traditionsnotizen vor allem Zuwendungen an die Bischofskirche wiedergaben. Es sei gut denkbar, dass insbesondere für die Erstellung dieses Teils auf das Wissen der Mönche von Abdinghoff zurückgegriffen wurde, die nahezu zeitgleich Traditionsnotizen ihres Klosters in Siegelurkunden umwandeln. Angesichts der Zielrichtung des Werkes seien aber die Paderborner Bischöfe als Auftraggeber zu vermuten: Die Lebensbeschreibung Bischof Meinwerks habe gleichsam einen „geheiligten Rahmen“ für die Besitzbeweise und die territorialpolitischen Bestrebungen der Paderborner Bischöfe ergeben.

Über diese Thesen zur letztlich wohl nicht eindeutig lösbaren Verfasserfrage hinaus machen verschiedene Feststellungen im vorliegenden Band das Potenzial des Textes für künftige Forschungen bewusst: Ebenso, wie das Plädoyer Berndts für eine mehrphasige Entstehung des Textes sprechen seine Beobachtungen zur weiteren handschriftlichen Überlieferung dafür, dass die umfassenden Traditionsnotizen nicht zum ursprünglichen

Konzept der *Vita* gehörten. Damit tritt aber die Frage nach Verfassern und Auftraggebern in den Hintergrund: Vielmehr wird – wie in einer Vielzahl der im 12. Jahrhundert vornehmlich in klösterlichen Kontexten entstandenen Cartularchroniken – deutlich, dass sich unterschiedlichste Institutionen und Personengruppen an der Konstruktion identitätsstiftender Vergangenheit beteiligten und sie ihren Bedürfnissen anpassten. Insofern lässt sich der Text mit seinen von Berndt herausgearbeiteten Vorstellungen von Investitur und Weihe, seinen Ausführungen zu Meinwerks *servitium regis* und zu Meinwerks Bemühen um die Sicherung seiner *Memoria* mit einer Vielzahl von Quellen vergleichen, die zu einer umfassenderen Heiligung von episkopal und monastisch geprägten Institutionen und Räumen dienten.

Den Kernbestandteil des vorliegenden Bandes bildet freilich die Übersetzung mit dem ausführlichen Kommentar. Berndt gelingt es, das teils sperrig formulierte Latein in verständlichem Deutsch wiederzugeben. Dennoch wahrt die Übersetzung die Nähe zum anekdotenreichen, nicht zuletzt durch die eingeschobenen Besitzaufzeichnungen aber teils auch drögen Originaltext. An manchen Stellen erweist sich freilich der Wunsch nach einer einfachen Lesbarkeit im Deutschen als schwierig, lassen sich doch etwa die im lateinischen Text vielfach verwendeten Tautologien so kaum wiedergeben.

Der ausführliche Kommentar verweist auch auf entlegene Forschungsliteratur und wird weitere Untersuchungen zu der *Vita Meinwerci* erheblich erleichtern. Wenige Ungenauigkeiten fallen auf, so etwa in den Ausführungen zu den Bemühungen Heinrichs des Zänkers um den Königsthron (c. 4): Wenn der Autor der *Vita Meinwerci* berichtet, der Bayernherzog Heinrich, „*qui priori anno mortuo patre suo Ottone duce ducatum optinuerat, regum invadente, sed victo desistente*“, so unterlaufen ihm hier gleich mehrere Fehlannahmen. Zum einen setzt er Herzog Heinrich III. von Kärnten, der nach dem Tod Herzog Ottos von Schwaben das bairische Herzogtum erhielt (RI II, 2, 891b), mit Herzog Heinrich II. dem Zänker gleich. Zum anderen nimmt er irrig an, der Kärntner sei Sohn Herzog Ottos I. von Schwaben gewesen. Der Kommentar Berndts verweist weder auf die Unstimmigkeiten der Ausführungen in der *Vita Meinwerci* zu diesen wichtigen reichsgeschichtlichen Vorgängen noch ist Otto von Schwaben im Register verzeichnet. Dieser Mangel kann freilich ebenso wie Ungenauigkeiten im Textsatz des Anmerkungsapparats den Gesamteindruck einer insgesamt sehr gelungenen Neuausgabe der *Vita Meinwerci* kaum mindern.

Christofer Zwanzig, Erlangen.

THEODOR FOCKELE: Kleine Paderborner Schulgeschichte (Geschichte eingekreist: Westfalen), Paderborn: Bonifatius 2008, 171 S., 72 s.-w. Abb., 18,90 Euro

Theodor Fockele ist aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit als Lehrer nicht nur mit dem modernen Paderborner Schulwesen vertraut, sondern beschäftigt sich auch schon seit Jahren mit dessen Geschichte, wie eine Reihe von Veröffentlichungen zu einzelnen schul- und jugendgeschichtlichen Aspekten und seine Funktion als Mitinitiator und stellvertretender Vorsitzender des Paderborner Schulmuseums dokumentieren. Mit seiner „Kleine[n] Paderborner Schulgeschichte“, die als zweiter Band der populärwissenschaftlichen Reihe „Geschichte eingekreist: Westfalen“ erscheint, hat der Autor den vorangegangenen Einzeluntersuchungen einen konzisen Überblick über die Grundzüge der knapp 1200-jährigen Paderborner Schulgeschichte folgen lassen.

Fockeles Gesamtdarstellung ist grundsätzlich chronologisch aufgebaut und in zwölf Kapitel gegliedert, denen als Anhang ein Überblick über die Paderborner Schulen im Jahr 2006 und eine kurze Literaturliste zum Thema folgen. Nach zwei kurzen Kapiteln zur mittelalterlichen Geschichte der Domschule steht in den folgenden vier Kapiteln die Entwicklung der jeweiligen Bildungseinrichtungen im Spannungsfeld von religiöser Verankerung und bürgerlich-staatlichen Interessen im Fokus. Der thematische und zeitliche Rahmen erstreckt sich dabei von der bischöflichen Reaktion in der „Schulpolitik“ auf die Reformation im 16. bis zur staatlichen Einflussnahme auf die kirchlichen Schulstrukturen im Zuge des sogenannten Kulturkampfes im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Nach einem vornehmlich der Entwicklung der Schulgebäude im Elementarschulbereich im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert gewidmeten Abschnitt und einem weiteren zur gesellschaftlichen Stellung der Elementarlehrer folgen die vier abschließenden Kapitel, welche die Schulgeschichte der ersten beiden Drittel des 20. Jahrhunderts bis zur Schulreform 1968 beleuchten. Besondere Aufmerksamkeit werden dabei dem städtischen Wachstum und damit auch dem Ausbau der Schullandschaft im beginnenden 20. Jahrhundert, der NS-Schulpolitik, dem schulischen Wiederaufbau nach dem Krieg sowie der genannten Schulreform gewidmet.

Eine solche nach bestimmten „Epochen“ orientierte Gliederung erscheint vor allem dann sinnvoll, wenn in den einzelnen Kapiteln die für die Schulgeschichte bestimmenden Charakteristika des jeweiligen Zeitabschnitts im Zentrum stünden und im Bezug auf die Bildungseinrichtungen erörtert würden. Stattdessen erhält der Leser die für den jeweiligen Kapitelzeitraum überlieferten Informationen über die existierenden schulischen Institutionen, zumeist sind diese jedoch nicht durch eine epochenspezifische und klar erkennbare thematische Linie verbunden. Dies führt unter anderem dazu, dass die Geschichte einzelner Schulen teilweise zerrissen und so für den Leser nicht leicht nachvollziehbar präsentiert wird. Im Kapitel zum Schulwesen im ausgehenden 18. Jahrhundert beispielsweise erfährt man über die von Pfarrer Anton Fechtner im Jahre 1796 betriebene Gründung einer Knabenfreischule und deren Entwicklung in den ersten beiden Jahren ihres Bestehens (S. 38f.). Unterbrochen von den Ausführungen zu einer Reihe anderer Institutionen wird die Geschichte der Knabenfreischule unvermittelt auf Seite 58 im Kapitel „Das

Fürstbistum Paderborn wird säkularisiert und preußische Provinz“ fortgesetzt. Da die inhaltlichen Schwerpunkte der jeweiligen Abschnitte zur Geschichte der Knabenfreischule nicht thematisch auf die Kapitelüberschrift ausgerichtet sind, würde man sich hier eher eine zusammenhängende Darstellung wünschen. So mag es im Sinne einer Zusammenschau möglichst vieler Informationen über eine bestimmte Bildungseinrichtung, wie in diesem Fall die Knabenfreischule, erwähnenswert erscheinen, dass Pastor Anton Fechner am 1. November 1821 verstarb, auf dem Westfriedhof begraben wurde und zu seinen Ehren später ein im letzten Krieg verloren gegangenes Ölgemälde im Schulgebäude aufgehängt wurde, auf welchem Fechner lebensgroß auf eine Schar zu seinen Füßen sitzender Jünglinge freundlich herablächelte – mit der Säkularisation hat dies jedoch nichts zu tun.

Als ausgemachtem Kenner der Paderborner Schulgeschichte kommt Theodor Fockele das Verdienst zu, zum ersten Mal eine populärwissenschaftliche und reichhaltig illustrierte – teilweise mit vom Autor selbst erstellten Grafiken – Gesamtschau der Paderborner Schulgeschichte vorgelegt zu haben, die dem Leser vor allem als Nachschlagewerk anempfohlen werden kann.

Manuel Koch, Paderborn

AXEL KOPPETSCH (Hg.): Bin kein Schriftsteller, sondern nur ein einfacher Sohn des Waldes. Inventar der Selbstzeugnisse in den Beständen des Landesarchivs NRW Abteilung Westfalen (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 40), Düsseldorf 2011, 236 Seiten.

Die Selbstthematierung des Individuums ist in Zeiten von Facebook und Twitter kaum noch diskussionswürdig, in der Geschichtswissenschaft hat die Frage nach dem Stellenwert des Individuums dagegen zu mitunter heftigen Verwerfungen geführt. Zu den strukturgeschichtlichen Ansätzen hat sich in den vergangenen Jahren wieder ein verstärktes Interesse am Einzelnen gesellt, das beispielsweise durch das recht junge Feld der „Geschichte der Emotionen“ zusätzliche Dynamik entfalten könnte. Biographische Ansätze sind also wieder „in“ – allerdings unter dem Vorbehalt, dass sie das Individuum in die Gesellschaftsgeschichte einbetten. So kann auch der vorliegende Band ein hilfreiches Medium sein, um Selbstzeugnisse – also absichtsvoll verfasste Selbstaussagen wie Tagebücher oder Reiseberichte – im vormaligen Staatsarchiv Münster zu sichten und für die Forschung nutzbar zu machen. Die darin aufgeführten Selbstzeugnisse sind über verschiedenste Aktenbestände verstreut und ansonsten kaum systematisch recherchierbar. Ziel des Herausgebers ist es erklärtermaßen, einen „Anstoß zu Editionsprojekten zu geben“ (S. 8). Ob dies zu realisieren ist, muss im Einzelfall geprüft werden. Die Regesten jedenfalls geben in chronologischer Reihenfolge stichwortartig Aufschluss über Inhalt und Entstehungsbedingungen von insgesamt 251 Selbstzeugnissen, angefangen bei Memoiren aus der Mitte des 16. Jahrhunderts und endend mit einem Reisebericht aus dem Jahr 1962 in die Nähe von Breslau. Die Regesten sind über ein Namens- und Ortsregister erschlossen.

Zeitliche Schwerpunkte werden durch die Selbstzeugnisse in der so genannten Sattelzeit (Koselleck) zwischen 1750 und 1850 gesetzt, wobei insbesondere das Epochenjahr 1813 bei den Betroffenen entsprechende „Schreibimpulse“ hinterließ. Für die Mitte des 19. Jahrhunderts ist die Überlieferung eher spärlich, sie setzt dann wieder kurz vor dem Ersten Weltkrieg intensiver ein. Für die Jahrhunderte bis 1750 enthält der Band rd. 20 Regesten. Dass es sich vorwiegend um Selbstzeugnisse von Adeligen und Beamten handelt, mag nicht überraschen, ebenso wenig wie eine gewisse „Verbürgerlichungstendenz“ der Autorenschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Aus Paderborner Perspektive lassen sich einige wenige Preziosen identifizieren, so zum Beispiel Tagebuchaufzeichnungen eines Kanonikers aus dem Stift Busdorf über den Abzug der napoleonischen Soldaten und Beamten im Jahre 1813 (No. 96). Auch erwähnenswert erscheint ein Tätigkeitsbericht eines Polizisten im Königreich Westphalen (No. 98). Aus lokalhistorischer Perspektive weniger ergiebig dürfte der Reisebericht eines Gardisten zum Einsatz gegen den chinesischen Boxeraufstand im Jahr 1900 sein (No. 158): Paderborn diente dabei lediglich als Abfahrtsbahnhof – so wie in anderen Fällen die Stadt von Durchreisenden nur kurz beschrieben wird. Zu erwähnen ist zudem ein Heft des katholischen Pfarrers und Nationalsozialisten Lorenz Pieper mit dessen persönlichen Erinnerungen an die Jahre 1918-1933 (No. 203). Pieper trat – und das macht sein Selbstzeugnis für die Zeit der Weimarer Republik so einzigartig – als Pfarrer schon 1922 in die NSDAP ein. Seine Beweggründe und seine Einschätzung der politischen Lage jener Jahre dürften auf großes Interesse der zeithistorischen Forschung stoßen. Für Büren listet der Index u.a. „Tagebuchartige Aufzeichnungen des Balthasar von Bönninghausen“ aus den Jahren 1651f. auf (No. 10). Sie scheinen insofern aus dem Rahmen zu fallen, als diese keine ereignisgeschichtliche Darstellung des in Diensten Moritz von Bürens stehenden Verfassers sind, sondern offenbar eingehendere persönliche Reflexionen über dessen Verhältnis zu seinen Eltern und anderen Verwandten aufweisen.

Der Band wird künftig eine wertvolle Hilfe für all jene sein, die ihre systematischen Forschungen um erweiterte, subjektive Perspektiven aus Selbstzeugnissen ergänzen wollen. Auch einer „Geschichte von unten“ ist mit diesem Inventar gedient.

Rainer Pöppinghege

MARGARETE NIGGEMEYER: Lob der Schöpfung. Die Tier- und Pflanzenwelt im Hohen Dom zu Paderborn, mit Fotos von Ansgar Hoffmann, Paderborn: Bonifatius-Verlag 2011, 164 S., 27,90 €

In seinem Grußwort gibt Dompropst Dr. Wilhelm Henze wohl die Grundhaltung an, mit der wir uns diesem neuen Werk der renommierten Domführerin nähern dürfen: „Hunde müssen draußen bleiben“ zitiert er – schmunzelnd möchte man meinen – ein Hinweisschild am Eingang des Domes, das um die Wahrung der Würde des Gotteshauses bittet. Folglich dürfen wir all dem, was im Dom grunzt und grünt, bellt (nämlich doch, auf S. 46) und blüht mit einer guten Portion Humor begegnen.

Die Verf. gliedert ihren Stoff in drei Kapitel: Die Tierwelt im Hohen Dom zu Paderborn – Die Pflanzenwelt im Hohen Dom zu Paderborn – Anhang (mit einem Grundriss des Domes zum Auffinden von Flora und Fauna, einem Glossar benutzter Fachbegriffe, Anmerkungen und Literaturverzeichnis). Das Kapitel „Tierwelt“ wiederum ist untergliedert in die Abschnitte „Die Tierwelt in Kirchen“ mit den Unterpunkten „Mensch und Tier in der Bibel“, „Quellen der Tiersymbolik“, „Standorte der Tiere im Kirchenraum“, dann im zweiten Abschnitt die Tiere in alphabetischer Reihenfolge „Von Adler bis Zebra“. Beim Kapitel über die Pflanzenwelt erschließt sich die Untergliederung der beiden Abschnitte nicht ganz so leicht: „Die Pflanzenwelt in Kirchen“ mit den Unterpunkten „Mensch und Pflanzen in der Bibel“, „Quellen der Pflanzensymbolik“, „Verschiedene Pflanzenornamente“ sowie „Pflanzen als Teil der Architektur“, sodann im zweiten Abschnitt „Die Vielfalt der Pflanzen“ mit den Unterpunkten „Bäume“, „Blumen“, „Pflanzenzenteile“ und „Getreide“.

Text und Bild – wer begleitet hier wen? Die 225 Fotos von Ansgar Hoffmann sind beileibe keine bloße Illustration der Texte, sondern singen auf eigenständige Weise ihr „Lob der Schöpfung“.

Freude machen die Zitate aus dem „Physiologus“ (allerdings nicht einheitlich, nämlich mal mit, mal ohne Anführungszeichen erwähnt) sowie der „Legenda aurea“ (beide Titel gibt es zum Weiterlesen in guten deutschen Übersetzungen zu überraschend kleinen Preisen); aber auch die Hinweise auf liturgische Bezüge bringen einen Mehrwert für den wissbegierigen Gottesdienstbesucher.

Bei diesem mit Hochglanzpapier ausgestatteten Prachtband irritieren im einleitenden Abschnitt über „Die Tierwelt in Kirchen“ zwei Fehler, die wohl dem Lektorenduo zuzuordnen sind: So muss es m.E. auf S. 10 heißen, dass andere Tierbilder den in der Antike entwickelten Motiven entstammen. Der von der Verf. öfter zitierte Kirchenlehrer Ephrem der Syrer ist im Jahr 373 gestorben und nicht, wie auf S. 11 angegeben, im Jahr 397. Zum Thema „Tiere in der Bibel“ kennt das „Praktische Bibelhandbuch“ vom Katholischen Bibelwerk Stuttgart 53 biblische Belegstellen; die Verf. nennt uns hier nur die bekanntesten davon, nämlich aus der Schöpfungsgeschichte, der Erzählung von der Arche Noah sowie ein Standardzitat aller Friedensbewegten aus Jesaja, wo der Prophet von Zeiten träumt, in denen der Wolf friedlich beim Lamme liegt.

Das Lektorat wäre dann wieder auf S. 13 gefragt, wo die Westwand des Heiligen Grabes in der Stiftskirche von Gernrode/Harz erwähnt wird, ferner auf S. 15, auf der im letzten Satz von dem Absatz über den Evangelisten Johannes und das Adlersymbol wohl ein Wörtchen fehlt. Bei dem Künstler Heinrich Gröninger gehen die Angaben zum Todesjahr auseinander; auf S. 17 ist das Sterbedatum seines Bruders Gerhard angegeben (ebenso S. 64).

Bei dem Absatz über „Esel und Ochse an der Krippe“ weist die Verf. darauf hin, dass die älteste Darstellung dieses Themas im Paderborner Dom in der Tradition byzantinischer Weihnachtsbilder stehe (S. 22); da wäre der Leser an einer genaueren Datierung interessiert: Wann gab es diese Kontakte? Ebenso ist die Behandlung des Themas vom Ala-

basterrelief „Anbetung der Könige“ (S. 23) m.E. auch in dieser Form in der byzantinischen Welt bekannt, wenn nicht gar von ihr übernommen. Sodann: Wie kam dieses in Nottingham entstandene Kunstwerk nach Paderborn? Darf man bei „Toms Isel“ (S. 26) zusätzlich zu der in der „Legenda aurea“ überlieferten Geschichte vom Zuspätkommen des Apostels Thomas bei der Entschlafung Mariens auch an Joh 20,26 erinnern, wo der Ungläubige das erste Erscheinen des Auferstandenen vor den Jüngern verpasst hat?

Wieder eher an das Lektorat richtet sich die Vermutung, dass sich auf S. 29 eine Gewohnheit der Umgangssprache eingeschlichen hat, wenn es heißt: „Sie sperren ihr Maul auf, als wollten sie jemand(en) ergreifen.“ Ist die bei dem Foto von der Frau in priesterlichen Gewändern abgeschnittene Papstkronen allein dem Layout geschuldet? Schade! Auf S. 39 steht: „Wer andere zum Narren hält, wird übermorgen selbst geprellt“; ist hier ein kleiner Buchstabe verloren gegangen, so ist auf S. 46 im letzten Satz über den Hirsch bei Meinolf das Wörtchen „sich“ doppelt und damit einmal zu streichen: „Lässt sich das Tier sich nicht näher bestimmen.“

Bei dem Grabmal des Fürstbischofs Dietrich Adolph von der Recke verweist die Verf. (S. 60) neben dem Löwen auch auf die 16 Ahnenwappen; hier könnte für den Leser ein Hinweis auf Hans Jürgen Brand/ Karl Hengst: Das Bistum Paderborn von der Reformation bis zur Säkularisation 1532-1802/21, Paderborn 2007, S. 186 hilfreich sein, wo wir erfahren, dass der von ursprünglich acht adligen Vorfahren auf 16 erhöhte Abstammungsnachweis eines tief und fest in katholischer Tradition stehenden Kandidaten dem Bedürfnis nach größerer Sicherheit in den Wirren der Reformation entsprang; allerdings war damit auch die mittelalterliche kirchliche Tradition aufgehoben, theologisch Graduierte bürgerlicher Herkunft dem Abstammungsadel gleichzusetzen.

Im einleitenden Abschnitt zur Pflanzenwelt wird unter dem Untertitel „Pflanzen als Teil der Architektur“ auf zwei Köpfe am Südostquerhaus, die als „Baumeister“ (S. 109) angesprochen werden, aufmerksam gemacht; hier wäre wohl der auf S. 110 verwendete Terminus „Formen der Bauzier“ als Untertitel passender gewesen. Zudem scheint einer der „Baumeister“ eine Krone zu tragen. Auf S. 135 wird bei der Beschreibung des Reliefs der Rosenkrönung Mariens der aus der Eifel stammende Hermann Josef von Steinfeld erwähnt; wegen seiner Verehrung für die Gottesmutter passt er auf ein Marienbild, aber was brachte ihn in den Paderborner Dom? Warum ist bei dem Paderborner Mitpatron, dem heiligen Kilian (S. 146 f.), die Verbindung Paderborns zu Würzburg nicht erwähnt? Schließlich ist unsere Region von der Bischofsstadt am Main aus missioniert worden und dort wurden auch die beiden ersten Paderborner Bischöfe, Hathumar und Badurad, ausgebildet.

Ein Glossar stellt in einem Werk wie dem hier vorgestellten immer eine vom Leser dankbar angenommene schnelle Nachschlagemöglichkeit und Erinnerungshilfe dar. Bei vielen Begriffen weist die Verf. auch auf die Herkunft des Wortes hin. Warum dann beim Ambo, dem „um mehrere Stufen erhöhten Lesepult“ (S. 158), nicht auf das im Wortstamm enthaltene griechische Wort (hinaufsteigen) und damit wieder auf eine Verbindung zu den zahlreichen Begriffen in der Liturgie aus der frühen Kirche, bzw. der byzantini-

schen Welt? Das auf S. 130 erwähnte Marienlob, der „Hymnos akathistos“ (wörtlich: nicht im Sitzen zu singen), wie auch die „Lauretanische Litanei“ (S. 61, mit der auf S. 130 gebotenen Herleitung aus Loreto) wären ebenfalls gut im Glossar aufgehoben. Zum „Wimperg“ (S. 104) muss der Leser schon tiefer in seiner Schulbildung graben; auch dieser Fachbegriff fehlt im Glossar.

Im Literaturverzeichnis schließlich gibt es eine Doppellung (Deutsche Predigten), sowie vier Fehleinordnungen, die wohl ebenfalls darauf zurückzuführen sind, dass die Titel zunächst ohne Artikel (der, die, das) bzw. in Kurzform notiert worden sind: Paderborner Gesangbuch, Physiologus, Siegel des Mittelalters, Sonntags-Schott.

Was hier daherkommen mag wie eine Auflistung von Gravamina, ist doch meist nur ein Hinweis auf handwerkliche Fehler, die sich seitens des Lektorates künftig vermeiden ließen – vor allem deswegen, weil das Werk über die Tiere und Pflanzen sicher nicht das letzte sein wird, das von der Verf. zum Paderborner Dom zu erwarten ist.

Das eigentlich Erwähnenswerte an diesem Band sind denn auch die Interpretationen der Tier- und Pflanzensymbole aus dem christlichen Glauben heraus, die die Verf. dem Leser anbietet. So u.a. auf S. 36 die Deutung des Fisches in der Tradition der Katakombenmalerei als Zeichen für die Speise zum ewigen Leben. Der Hahn, interpretiert als Streithahn, an der Roten Pforte (S. 43) als Hinweis auf das früher an dieser Stelle abgehaltene Hochgericht. Die Erinnerung an die innere Zusammengehörigkeit vom Ritus des Brotbrechens (S. 53) mit dem gleichzeitigen Gesang des „Agnus Dei“. Die Zusammenschau der „apokalyptischen Frau“ (S. 75) mit der Immaculata, ergänzt durch den (zum Europa-Symbol gewordenen) Sternenkranz. Das Symbol der Taube, bei der Verkündigung wie bei der Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Jünger am Pfingsttag; Zwei geistgewirkte Ereignisse, der Anfang der Heilsgeschichte und der Anfang der Kirche, werden durch Maria in einen inneren Zusammenhang gebracht; es ist aber auch derselbe Geist, der in den Hochgebeten der Eucharistiefeyer (S. 89) auf die Gaben von Brot und Wein herabgerufen wird. Schön auch die Interpretation des Bildes von Adam und Eva unter dem Baum der Erkenntnis (S. 122), wo Adam seinen Arm gegenüber dem Engel, der sie aus dem Paradies weist, schützend vor Eva hält: Kein Vorwurf an seine Frau, sondern ein deutliches Zeichen des unverbrüchlichen Zusammenstehens. Das bekannte Bild von der prächtigen Weinrebe (S. 126), die zwei Kundschafter aus dem gelobten Land zu Moses tragen, wird von der Verf. dahingehend gedeutet, dass Juden und Heiden die Erlösung durch Christus gilt, der in der Kelter für uns „ausgepresst“ wurde, der dann auch seine Jünger als Arbeiter in seinen Weinberg schickte (S. 129). Frappierend vielleicht der Hinweis auf den Schöpfergott, der für seine gelungene Schöpfung wie ein antiker Held einen Lorbeerkranz erhält (S. 150), oder wie seine Lockenfrisur in Parallele zum Rankenschmuck gesetzt wird (ebd.). Bleibt noch die Verbindung vom Manna, der Wüstenspeise, die die Israeliten nur als Tagesration sammeln konnten, zu unserer Bitte um das tägliche Brot bzw. der Gleichsetzung dieser Speise mit der Eucharistie (S. 155).

Dies sind Hinweise und Anmutungen, aus denen der Besucher des Domes, ob kunsthistorisch interessiert, von humanistischer Bildung geprägt, als gläubiger Mensch, der hier

die Nähe Gottes sucht, reichen geistigen und geistlichen Gewinn schöpfen kann. Um in der Bildersprache dieses Buches zu bleiben: Von den Früchten dieses Baumes der Erkenntnis möge er ausgiebig naschen, auf dass er dann bewusster und tiefer einstimme in das „Lob der Schöpfung“.

Michael Wittig, Paderborn

GERHARD HENKEL: Das Dorf. Landleben in Deutschland – gestern und heute, Stuttgart: Theiss Verlag 2011, 344 S., 350 Abbildungen, 49,95 €.

Einleitend, unter der Überschrift „Das alte Dorf“, erinnert der Verfasser auf 20 Seiten an die Vergangenheit, an das „Leben in der guten alten Zeit“, und wagt dann den „Sprung in die Moderne“, vom Mittelalter zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von der Agrargesellschaft zur modernen Industriegesellschaft.

Den Hauptteil des Werkes fasst Henkel unter dem Titel „Das moderne Dorf“ zusammen; dieser in vier Kapitel gegliederte Part weist schwerpunkthaft auf wesentliche Phänomene des ländlichen Raumes hin. Hier geht es um „Wirtschaft und Versorgung“, „Bevölkerung – Soziales – Kultur“, mit einem kleinen Exkurs zum „Dorf in Literatur, Malerei und Film“, es werden sodann die „Gestalt der Kulturlandschaft“ und die „Dorfpolitik“ thematisiert.

In seinem „Fazit“ kommt Henkel zu dem optimistischen Urteil: „Mehr Licht als Schatten“.

Auch wenn man Henkels Sicht vom „Dorf als Erfolgsmodell der europäischen Kulturgeschichte“ zustimmen mag, ist dieser Blick doch eindeutig west-europäisch; so kann man an den Beginn des Mittelalters sicherlich den Zusammenbruch des Römischen Reiches in seinem westlichen Teil setzen; im Osten mit der 324 vom römischen Kaiser Konstantin gegründeten Hauptstadt Konstantinopel jedoch hat es als einziges wirklich tausendjähriges noch bis 1453 weitergelebt (S. 13). Der Verfasser ordnet Ortsnamen der alemannischen sowie der sächsischen Landnahme zu; wir werden an die „Verdichtung“ in der Karolingerzeit erinnert. Das fränkische Recht brachte die Grundherrschaft mit dem Nutzungsrecht für die Bauern. Bejahen wird man hier die Aussage, dass das Verhältnis zwischen dem landbesitzenden Adel und den Bauern nicht im verklärten Blick auf die Geschichte idealisiert werden darf (S. 15). In den Bauernkriegen wollten die Bauern vor allem ihre alten Rechte, Jagd- und Fisch- und Holzrechte zurückhaben (S. 24). Henkel erinnert aber auch an Fortschritte in der Landwirtschaft wie die Einführung des „schollenwendenden“ Pfluges, das vielfältiger werdende Angebot an Nahrungsmitteln (S. 17), sowie den Anbau von Gemüse in größerem Stil, den Einsatz vor allem der Dorfschullehrer für die Obstkulturen (S. 26). In der Zeit eines stärkeren Bevölkerungswachstums blühten die Städte auf und sorgten für vermehrte Nachfrage nach Lebensmitteln. Die deutsche Ostsiedlung (S. 21) brachte hier Entlastung, aber mit der Errichtung großer Rittergüter im Osten, die vornehmlich in Eigenwirtschaft betrieben wurden, auch das Absinken vieler Bauern zu Landarbeitern sowie generell in Ost und West das Entstehen unterbäuerlicher

Schichten. Andererseits ist hier auch die teilweise bis heute als erfolgreich zu klassifizierende Entwicklung des dörflichen Handwerks angesiedelt (S. 23, 78), das durch die Zünfte ursprünglich auf die Städte begrenzt war.

Das Kapitel „Wirtschaft und Versorgung“ beginnt mit der Darstellung des „ökonomischen Wandels des Landes von 1800 bis heute“. Die Politik versuchte durch eine Raumordnungspolitik zur Stabilisierung der ländlichen Regionen beizutragen. Der Verfasser schildert den Wandel vom Nahrungsmittel- zum Energieproduzenten – verbreitet beginnt man Energie wieder als dezentraler Anbieter in Erwägung zu ziehen; erste Versuche zeigen eher die damit verbundenen Schwierigkeiten. Ferner geht es heute um Präzisionslandwirtschaft und bodensparende Innovationen, um Nachhaltigkeit und die Entwicklung von dem auf Selbstversorgung ausgerichteten Bauernhof zum marktorientierten Unternehmen. Hier nun taucht dann auch der im Folgenden noch öfter als Retter und Zukunft eingestufte Tourismus auf (S. 39, 87, 111); auch für die besten Ideen und das herzlichste Engagement braucht es jedoch die zahlende Kundschaft. Ebenso ist das heute schon arg strapazierte Ehrenamt (S. 93, 175) eine schwere Bürde auf den Schultern einer nicht größer und jünger werdenden Bevölkerung, die sich bei eher geringer werdenden Renten vielleicht künftig auch mehr um einen Zuverdienst im Lohnniedrigbereich als um ehrenamtliche Tätigkeit für die Gesellschaft kümmern muss.

In diesem Zusammenhang (S. 111) wie auch eingangs vom Kapitel „Bevölkerung- Soziales – Kultur“ (S. 121) werden kurz ernstere Gedanken gestreift: Leerstände in der Dorfmitte, Abzug bisheriger Institutionen wie Gemeindeverwaltung, Bank, Lebensmittel-laden und Post, aber auch Schule (wo doch das Dorf den idealen Erziehungsraum für Werthaltungen bietet, S. 153) und Kirche. Die Ansiedlung regional tätiger Finanzdienstleister in fast allen Dörfern nach dem „Apothekengesetz“ von 1958 (nicht 1950, S. 101) war eben doch mehr der Konkurrenzsituation geschuldet als dem nüchternen Blick auf die Ertragslage. Bei den Aussagen über die Verwurzelung der Kirche auf dem Lande (S. 147) hätte der Verfasser, vielleicht einen Vertreter der theologischen Nachbardisziplin befragen sollen: auch wenn ein biblischer Autor schon einmal von der „Stadt, die auf dem Berge liegt“, träumt, stammt das Vokabular des Alten wie des Neuen Testaments sicherlich aus einer agrarisch geprägten Gesellschaft, und trotzdem ist auch der Pastor auf dem Lande seinem Metropoliten (!) zugeordnet; so manche Dorfkirche wurde gebaut, manche Dorfpfarrrei errichtet, weil man die Bauern nicht in der Stadt haben wollte (z.B. Dörenhagen)¹. Doch soll durch solche Bemerkungen der insgesamt heitere Blick aus zwei lachenden Augen auf das Dorf nicht nachhaltig getrübt werden (siehe Überschrift). Da bietet uns Henkel, auch schon „das bekennende Landei“ Magdalena Neuer mit ihrem gewinnenden Lachen an, eine Werbeikone gegen „Großstadtmüdigkeit“ (S. 139).

1 Heinrich Schoppmeyer, Die spätmittelalterliche Bürgerstadt (1200-1600), in: Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, in drei Bänden, hrsg. von Frank Göttmann, Karl Hüser, Jörg Jarnut, Band 1, Jörg Jarnut (hrsg.), Das Mittelalter. Bischofsherrschaft und Stadtgemeinde, Paderborn, München, Wien, Zürich 1999, S. 206

Sehr ausführlich diskutiert wird alsdann das Thema „Jagd“ (S. 168). Neben den Ausführungen zur „Wald- und Forstwirtschaft“ (S. 62: mehr Arbeitsplätze als in der Autoindustrie, höherer Umsatz als im Maschinenbau) entspricht dies zu Recht sicher auch der Interessenslage eines größeren Publikums.

Zum Exkurs über die Kunst, der damit begründet wird, dass die Wissenschaft die Wirklichkeit nur sehr partiell erfasst (S. 188), wäre anzumerken, dass es gerade das Anliegen der modernen Kulturwissenschaft ist, die Grenzen der Spartenwissenschaften zu überwinden.

Das Kapitel „Gestalt der Kulturlandschaft“ richtet sich in Form und Inhalt eher an den Fachmann; dies wird auch bei den Illustrationen deutlich. Wer das Buch in die Hand nimmt, sollte diesen Teil jedoch nicht überblättern; er wird die Darstellung mit Gewinn lesen; hier werden theoretische Grundkenntnisse vermittelt.

Seinem Engagement freien Lauf lässt der Autor, dann noch einmal im Kapitel „Dorfpolitik“. Historisch aufgereiht begegnen wir hier noch einmal der Agrarpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts, der Geschichte der kommunalen Selbstverwaltung; dem werden dann Unworte entgegen gestellt wie Eingemeindung (S. 258), hohe Regelungsdichte (S. 280), Fernsteuerung, z.B. auch durch zweckgebundene Zuweisungen (S. 309). Wir verfolgen den Wandel der Initiative „Unser Dorf soll schöner werden“ zu „Unser Dorf hat Zukunft“, bis hin zur auf Nachhaltigkeit und sozialen Zusammenhalt zielenden Agenda-Politik der Europäischen Union. Gegen Politikverdrossenheit wird an die Kommunalpolitik als „Schule der Demokratie“ erinnert.

In seinem geradezu opulent ausgestatteten Prachtband legt der Geografieprofessor in 60 Kurzgeschichten eine Summe seiner lebenslangen Studien zum Leben auf dem Dorfe vor; Wiederholungen sorgen dafür, dass auch der „Auswahlleser“ nichts verpasst. Wie es von Henkel erwartet werden kann, ist es insgesamt ein überzeugtes Statement für das Leben auf dem Dorf. Seine Beobachtungen dazu hat der Fachmann quer durch Deutschland zusammengetragen; die Auswahl der Beispiele, die Henkel für einzelne Erscheinungen anführt, wird jedoch nicht weiter begründet.

Das entschiedene Ja zu einer positiven Zukunft der dörflichen Lebensform zeigt sich auch in den vielen, wunderschönen und aussagekräftigen Abbildungen; auch wenn Henkel eingangs (S. 10) sagt, dass sein Buch auch allein über die Bilder gelesen werden kann, scheint hier die Postkartenidylle doch übermächtig.

Literaturverzeichnis, Sach- und Ortsregister helfen dem, der tiefer in die Materie einsteigen will. Dass auch die Anmerkungen und der Bildnachweis in dem Anhang untergekommen sind, dient sicherlich der leichteren Lesbarkeit für ein breiteres Publikum – das diesem opus grande zu wünschen ist.

Michael Wittig / Paderborn

ERNESTI, JÖRG: Ferdinand von Fürstenberg (1626–1683). Geistiges Profil eines barocken Fürstbischofs (=Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte. 51). Paderborn: Bonifatius 2004, geb., 442 S., € 29,80.

In Paderborn ist Ferdinand von Fürstenberg weltberühmt. Allen, die über westfälische Landesgeschichte arbeiten, ist der Fürstbischof von Paderborn (seit 1661) und Münster (seit 1678) ein fester Bezugspunkt. Als Gelehrter von europäischem Rang, Erneuerer westfälischer Katholizität, Festiger kirchlicher Herrschaft nach dem Dreißigjährigen Krieg wird er hier verehrt, als bedeutsam hauptsächlich für die Kirchengeschichte angesehen. Das mag ein Grund dafür sein, daß Fürstenberg außerhalb Westfalens weithin in Vergessenheit geraten ist. Doch selbst in seiner Heimat hatte lange Zeit niemand mehr über ihn geforscht.

Dies haben die Arbeiten von Jörg Ernesti gründlich geändert. Das rezensierte Buch stellt die Habilitationsschrift des Kirchenhistorikers dar, der seit 2007 in Brixen lehrt. Daneben ist ein voluminöser Aufsatzband zu nennen, den Ernesti als Katalog zu einer Ausstellung über Ferdinand von Fürstenberg mitherausgegeben hat.¹ Beides ist dazu geeignet, Fürstenberg wieder weit über Westfalen hinaus bekanntzumachen. Und es stellt unsere Vorstellung von ihm auf eine neue Grundlage.

Denn Ernesti behält zwar einen kirchenhistorischen Fokus bei – auch er möchte anhand von Fürstenberg das Musterbeispiel eines barocken Seelenhirten zeichnen –, doch wird dieses Bild erheblich erweitert. Indem Ernesti sich zum Ziel setzt, „die Person *als ganze* in den Blick zu nehmen“ (14), läßt er sich in einem bis dahin ungekannten Maße auf die „Singularität“ Fürstenbergs ein (13). Der Quellenlage entsprechend zeigt Ernesti ihn als einen unablässig Schreibenden: als Dichter, der sich durch sein lateinisches Virtuositum die Förderung Fabio Chigis verschaffte, des nachmaligen Papstes Alexander VII.; als Geschichtsforscher, der in römischen Archiven Quellen exzerpierte und über Kontakte zu den Maurinern in Paris und den Jesuiten in Antwerpen die neuesten Methoden der quellenkritischen Verbundforschung studierte; als Geschichtsschreiber, der nach seiner Wahl zum Fürstbischof eine Forschergruppe zur westfälischen Landesgeschichte ins Leben rief und 1669/72 mit den *Monumenta Paderbornensia* ein Geschichtswerk vorlegte, das in der europäischen Gelehrtenrepublik höchste Anerkennung errang; als Korrespondenzpartner berühmter Gelehrter des In- und Auslands, keineswegs nur der katholischen Welt; als Tagebuchschreiber und Autobiographen. Diese literarische Arbeit steht im Zentrum des Buchs. Sie an gut gewählten Beispieltexen vorzuführen, durch kluge Deutungen an aktuelle Forschungsinteressen anzuschließen (für neulateinische Dichtung, europäische Gelehrtenrepublik, Selbstzeugnisse), darin liegt ein Hauptverdienst der Arbeit.

1 Norbert Börste und Jörg Ernesti (Hrsg.: Friedensfürst und Guter Hirte. Ferdinand von Fürstenberg, Fürstbischof von Paderborn und Münster. Paderborn 2004.

Ernesti macht deutlich, dass das Schreiben Fürstenbergs Existenzform war, viel mehr als bloß eine Tätigkeit neben anderen. Trotzdem erscheint es in dem Buch zwischen Kapitel über die „Handlungsfelder“ (15) des Bischofs und des Fürsten gestellt, erhält der Bischof durch die weiteren Abschnitte über die (geistliche) Persönlichkeit und die Stiftertätigkeit deutlich den Vorrang, erscheint das Schreiben letztlich rückgebunden an die Ausübung des Kirchenamts. Indem Ernesti Fürstenbergs „geistiges Profil“ zeichnet, bringt er erstmals in einer umfassenden Monographie den Bischof und Landesherrn mit dem Literaten, Gelehrten und Kunstförderer zusammen – doch die Spannungen und Konflikte, die sich aus diesen Verbindungen ergaben, werden in dem Buch nicht thematisiert.

Dabei könnte Fürstenbergs Laufbahn auch als halbsbrecherische Gratwanderung verstanden werden: zwischen der *vita contemplativa* des Gelehrten und der *vita activa* des verantwortlich entscheiden Müssenden; zwischen dem tridentinischen Bischofsideal und den politischen Optionen eines mindermächtigen Landesherrn; zwischen dem offiziell von seinem Förderer Chigi vertretenen Konfessionalismus und den Konfessionsgrenzen überschreitenden Arrangements in der Gelehrtenrepublik wie auch in der Politik nach dem Westfälischen Frieden; zwischen der Prägung durch Rom, dem Fürstenberg Förderung und Bischofsamt verdankte und der Ausrichtung auf Frankreich, das die Kirchenherrschaft über Paderborn wiederhergestellt hatte. Ferdinand von Fürstenberg ist in seinem Leben mehrfach in die eine und die andere Richtung über diese Grate hinweggestiegen, ohne abzustürzen oder die Wechsel als Brüche erscheinen zu lassen. Darin liegt eine große Lebensleistung. Deutlich würde sie, wenn man die Abgründe zeigte, an denen er sich entlanghangelte, auch sein „geistiges Profil“ nicht als statische Einheit vom Ende her in den Blick nähme, sondern als Ergebnis einer offenen Such- und Selbstbehauptungsbewegung. Wer künftig über diese faszinierende Gestalt arbeitet, wird dankbar von Ernestis zuverlässigem, auf hervorragender Quellenkenntnis beruhendem Buch ausgehen.

Johannes Süßmann (Paderborn)

HEINZ WIEMANN (Hg.): Geschichte der Dörfer Schlangen, Kohlstädt, Oesterholz und Haustenbeck, Bd. 1 (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe, Bd. 83), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2008, 372 S., Abb. 126 sw., 74 farb., 24,00 €

HEINZ WIEMANN (Hg.): Geschichte der Dörfer Schlangen, Kohlstädt, Oesterholz und Haustenbeck, Bd. 2 (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe, Bd. 84), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2011, 516 S., Abb. 236 sw., 160 farb., 34,00 €

Ortsgeschichten haben Konjunktur! Angesichts der Fülle von Neuerscheinungen in den letzten Jahren entsteht unweigerlich der Eindruck einer boomenden Spezies. Nimmt man die Publikationen genauer unter die Lupe, ist ihre Verschiedenheit jedoch verblüffend. Einbändige, dreibändige, fünfbindige Ortsgeschichten, jeweils knapp 400 oder deutlich über 1000 Seiten umfassend, erschienen als Einmalpublikation oder über einen Zeitraum

von nahezu zwanzig Jahren hinweg, mit und ohne reichhaltige Bebilderung, rein epochengeschichtlich oder doch eher thematisch orientiert, eine einzige Ortschaft oder alle Ortsteile einer Großgemeinde im Blick – kurzum: Der Markt bietet eine riesengroße konzeptionelle Bandbreite von Ortsgeschichtsbüchern.

Doch: Wer soll sie kaufen und – bestenfalls – lesen? Für wen also sind die Ortsgeschichten geschrieben? Vorrangig doch wohl für die Interessierten vor Ort! Denn die Initiative - und in der Regel auch die Anschubfinanzierung - sind in den Ortschaften selbst erwachsen, häufig im Zusammenhang mit bevorstehenden Ortsjubiläen, aber auch durch Einzelpersonen initiiert, denen die Geschichte ihrer Heimat eine Herzensangelegenheit ist.

Der letztgenannte Aspekt mag wohl auch der hier zu besprechenden „Geschichte der Dörfer Schlangen, Kohlstädt, Oesterholz und Haustenbeck“, deren zweiter Band unlängst vorgelegt worden ist, zugrunde liegen. Ihr Herausgeber Heinz Wiemann, im April 2000 von der Gemeinde Schlangen mit der „Herausgabe einer Ortschronik“ beauftragt, ist ein anerkannter Experte der Geschichte seines Geburtsortes und widmet sich seit Jahrzehnten engagiert der Erforschung und Darstellung heimatgeschichtlicher Themen.

Zunächst offenbar konzipiert als einbändiges Werk, das mit thematischen Einzelbeiträgen im Großen und Ganzen der „klassischen“ Chronologie der Ereignisse folgen sollte, zeigte sich nach der Beauftragung der in ihren Fachgebieten ausgewiesenen Autorinnen und Autoren zu Arbeitsbeginn, dass der ursprünglich vorgegebene Rahmen rasch gesprengt werden würde: „Es zeichnete sich [dadurch] immer augenscheinlicher ein beachtlicher Gewinnzuwachs für die Geschichtsschreibung der Gemeinde Schlangen ab“ (S. 9), so der Herausgeber.

Dass dieser zweite Band nicht der letzte sein wird, sondern demnächst noch ein dritter Band erscheint, dürfte die Folge davon sein, dass schließlich „weder eine streng epochenorientierte Darstellung der Forschungsergebnisse noch deren auf Ausgewogenheit abzielende Bündelung und Straffung“ (S. 379) angestrebt worden sei. Dadurch, dass die teilweise eher strukturgeschichtlich angelegten Themenbeiträge notwendigerweise ein „Eigenleben“ führen, entstehen zwangsläufig Wiederholungen, die vom Herausgeber nicht als Nachteil gesehen werden: „Die Wiederkehr bereits bekannter Fakten in unterschiedlichen Kontexten bietet Chancen für eine differenziertere Betrachtungsweise und dient dem Erkenntniszuwachs sowie der Abrundung. Um die Inhalte eines Kapitels zu verstehen, ist es nicht erforderlich, sich mit den Ausführungen vorhergehender Beiträge zu beschäftigen“ (S. 379).

Der erste Band ist bereits 2008 veröffentlicht worden. Er enthält noch deutliche Anklänge an die gewohnte Epochenfolge und beginnt mit einer Abhandlung über die Vor- und Frühgeschichte von Elke Treude und Michael Zelle. Diese wird durch einen streng fachwissenschaftlich erstellten Katalog der Ur- und frühgeschichtlichen Bodendenkmäler abgerundet. Der Beitrag von Birgit Meineke über die Entstehung der Ortsnamen ist anspruchsvolle Kost, weshalb dem Text eine erläuternde Zusammenfassung vorangestellt wurde. Frank Huisman stellt „Schlangen, Kohlstädt und Oesterholz im Mittelalter“ vor und berücksichtigt dabei auch sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte. Recht um-

fangreich ist mit 113 Seiten der Beitrag zur Kirchengeschichte der Gemeinden Schlangen und Haustenbeck geraten. In ihm wird ausführlich aus zeitgenössischen Dokumenten und Selbstzeugnissen zitiert. Heinrich Stiewe dokumentiert die Baugeschichte von Kirche, Pfarrhaus und Schule in Schlangen und Haustenbeck. Historische Überblicksdarstellungen über das Schulwesen bis zum Ende der Weimarer Republik sowie über die Geschichte der jüdischen Gemeinde Schlangen-Haustenbeck bis 1945 liefert Dina van Faassen. Der erste Band endet nach 372 Seiten mit einem Beitrag von Annette Hennings über Schlangen als Grenzdorf vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

Der Einstieg in den zweiten Band wird durch einen Aufsatz zur „frühesten“ Vorgeschichte Schlangens gemacht, nämlich zur Erdgeschichte vor Millionen von Jahren, geschrieben von Adam Marek. Eine solche geologische Abhandlung erwartet man als Leser von Ortsgeschichtsbüchern üblicherweise als allerersten Beitrag des Gesamtwerks; sein hiesiger Standort ist möglicherweise dem Wunsch nach einer im Groben chronologischen Darstellung auch des zweiten Bands geschuldet. Die folgenden Aufsätze haben jedoch allesamt ihren inhaltlichen Schwerpunkt in der Neuzeit. Da ist zunächst der Beitrag von Ingrid Schäfer zur Geschichte des Waldes von Schlangen, Kohlstädt, Oesterholz und Haustenbeck. Hier geht es nicht um die Beschreibung von Tier- und Pflanzenwelt, sondern um eine fundierte Darstellung der verschiedenartigen Nutzung des Waldes durch den Menschen. Gewissermaßen zur Vorbereitung nachfolgender baugeschichtlicher Untersuchungen erörtern Roland Linde und Heinrich Stiewe „die mittelalterliche und frühneuzeitliche Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte von Schlangen“. Denn anschließend wird es schon sehr fachspezifisch: Ausführliche Einzeldarstellungen über „die älteren Höfe und Stätten in Schlangen“ von Roland Linde, vornehmlich aufgrund der archivalischen Überlieferung in Zusammenarbeit mit Heinrich Stiewe und Heinz Wiemann zusammengestellt; dann von Stiewe als Einzelautor unter denkmalpflegerischem Schwerpunkt über „Vom Fachwerk zum Massivbau. Historische Gebäude als Zeugen der Ortsgeschichte“ sowie ein Beitrag von Fred Kaspar und Peter Barthold zum sogenannten Schloss und Domäne Oesterholz. Der letzte Aufsatz bietet tiefe Einblicke in die Wohnverhältnisse des Adels (16.-18. Jahrhundert) und höherer Beamter (19. Jahrhundert). Dina van Faassen widmet sich in ihrem Beitrag über die Landwirtschaft in Schlangen, Kohlstädt, Oesterholz und Haustenbeck vom 18. Jahrhundert bis in die 1970er Jahre wieder mehr größeren geschichtlichen Entwicklungslinien, während Nicolas Rügge zu den einzelnen Mühlen an Strothe und Haustenbach vorrangig archivalische Quellen auswertet. Den Schlusspunkt des zweiten Bandes bildet eine „historisch-geografische Betrachtung“ zu „Landschaftswandel in der Gemarkung Haustenbeck“ von Ulrich Harteisen in Verbindung mit Annette Fischer und Dirk Tornede. Sehr anschaulich gelingt eine Darstellung der gewaltigen Veränderungen in der Sennelandschaft im Laufe der Zeit. Summa summarum kommen die beiden ersten Bände zusammen auf stolze 887 Druckseiten.

Der dritte Band soll 2013 erscheinen. Für ihn werden mehrheitlich strukturgeschichtlich ausgerichtete Einzelbeiträge über „Flurnamen“, „ältere Höfe und Stätten in Kohlstädt“, „Gesundheit und Hygiene“, „Wasserangelegenheiten“, „Frauen“, „Kinderle-

ben“, „Denkmale“, „Vereine“, „Handwerk, Handel und Gewerbe“ in den einzelnen Dörfern angekündigt. Aber auch epochenspezifisch orientierte Aufsätze über die Zeit der Weimarer Republik und die Nachkriegszeit bis 1970, dem Jahr des Übergangs einzelner Dörfer in die Großgemeinde Schlangen, sowie ein Register und ein Verzeichnis der Förderer sollen nicht fehlen.

Das Gesamtwerk wird folglich thematisch deutlich über die im Jahr 2000 angedachte „Ortschronik für das Gebiet der Gemeinde Schlangen“ hinausgehen und sich zu einer fachwissenschaftlich orientierten Mammut-Dörfergeschichte ausweiten. Schon allein deswegen ragt die neue Schlänger Ortsgeschichte aus der Zahl der orts- und regionalgeschichtlichen Publikationen der jüngsten Zeit heraus. Hervorzuheben ist die durchweg ausgezeichnete Bebilderung der Aufsätze. Die einzelnen Kapitel überzeugen überdies durch ihre Übersichtlichkeit und ihre Druckqualität. Alle Hauptkapitel werden durch doppelseitige, aktuelle Themenfotos von Annette Fischer eingeleitet. Durch sie werden die Spuren der Geschichte bis in die heutige Zeit sichtbar. Aber auch die vielen alten Fotodokumente und die großformatigen Karten verhelfen den teilweise ausgesprochen fachspezifischen Beiträgen zu mehr Anschaulichkeit. Die Buchgröße im Quartformat macht die Bände nicht gerade handlich, ermöglicht aber eben auch großformatige Abbildungen.

Alles in allem bleibt der Eindruck eines Mammutprojekts, dessen Herausgeberschaft und Redaktion eine von Einzelnen kaum zu stemmende Aufgabe darstellt. Doch ist offenbar dabei und bei der Auswahl der Autorinnen und Autoren ein glückliches Händchen bewiesen worden, denn der erfolgreiche Abschluss des Projekts ist in Sichtweite.

Gleichwohl kann sich der Rezensent nicht eines leichten Zweifels bezüglich der konkreten Nutzenanwendung des Gesamtwerks nicht erwehren. Wer soll diese Sammlung von Einzelbeiträgen unterschiedlicher historischer Thematik lesen, wenn sie über die Nutzung als Handbuch für die Beantwortung spezieller Fragestellungen hinaus Bedeutung erlangen soll? Unstreitig: Eine kleinformigere – und damit wohl handlichere – einbändige „Geschichte der Dörfer Schlangen, Kohlstädt, Oesterholz und Haustenbeck“ hätte den Auftrag der Gemeinde Schlangen für eine Ortschronik zum Wohle der Bürger erfüllt. Wäre sie zusätzlich um einen sofort erkennbaren chronologischen roten Faden gewoben, epochengeschichtlich orientiert, um thematische Schwerpunktartikel ergänzt, und würde durch einen durchgängigen Anspruch an Lesbarkeit, an sinnvolle Bebilderung und wissenschaftliche Qualität darüber hinaus eine erzählerische Einheit bilden, hätte man wohl dieses „Mehr“ gewonnen, das die Macher von Ortsgeschichten nachvollziehbarer Weise anstreben. Muss dieses „Mehr“ etwa zwangsläufig darin bestehen, dass sich Dörfergeschichten *nolens volens* zu über Jahre hinweg erscheinenden Gesamtwerken ausweiten? Diese (rhetorische) Frage zu stellen sei erlaubt – genauso wie es erlaubt und geradezu geboten ist, sich jetzt schon auf den dritten Band zu freuen.

Hermann Großvollmer, Bad Driburg

BUDDE, GUNILLA/ FREIST, DAGMAR/ GÜNTHER-ARNDT, HILKE (Hg.): Geschichte. Studium – Wissenschaft – Beruf, Berlin: akademie 2008, 304 S., 25 s/w Abb., 19,95€

Mit ihrem Band „Geschichte. Studium – Wissenschaft – Beruf“, der in das Genre der *Studienführer* fällt, wenden sich die Herausgeberinnen an ein breites Publikum, beziehen sich jedoch im Vorwort explizit auf „häufig gestellt Fragen, Wünsche und Erwartungen von Studierenden. Er [der Band] soll dazu beitragen, dass sie sich in ihrem Fach zunehmend heimisch fühlen und sich seine Bedingungen zu eigen machen.“ (S. 10) Zu diesem Zweck erarbeiteten die Herausgeberinnen gemeinsam mit den Autoren Beiträge zu vier Themenbereichen:

1. Geschichte als Wissenschaft und Beruf
2. Das Material und die Ordnung der Geschichte
3. Geschichtswissenschaftliches Denken und Forschen
4. Schlüsselkompetenzen – für Studium und Beruf

Ergänzt wird dies durch einen „Serviceteil“, in dem der Leser nützliche Informationen rund um das Studium, beispielsweise zu Stipendien und Auslandsemestern, erhält.

Mit den vier oben genannten Themenbereichen gelingt es tatsächlich einen vielschichtigen Blick auf die Geschichtswissenschaft als solche, ihr Studium und ihre Einordnung in den Kontext anderer Disziplinen zu werfen. Es werden wichtige Begrifflichkeiten, die teils nur schwer zu fassen, jedoch im Umgang mit der Geschichtswissenschaft unerlässlich sind, aufgegriffen und in auch für „Geschichts-Neulinge“ verständlicher Weise auf wissenschaftlichem Niveau definiert, diskutiert und schließlich problematisiert. Diese Verständlichkeit bleibt auch bei den unerlässlichen theoretischen Abhandlungen wie beispielsweise zur „Geschichte als Wissenschaft“ gewahrt; ein großer Vorteil, soll der Band laut Verlag doch auch für das allgemeine geschichtsinteressierte Publikum gewinnbringend sein. Des Weiteren werden grundsätzliche Bereiche der Geschichtswissenschaft aufgegriffen, wie die Suche und der Umgang mit Quellen, sowie ihre kritische Analyse und Deutung. Ebenso wird deutlich gemacht, dass die Geschichtswissenschaft durchaus mehr ist und im Umgang mit ihr beispielsweise ein Bewusstsein für Zeit und Raum unerlässlich ist. Elementare Einteilungen wie die der Epochen werden vorgenommen, erläutert und kritisch reflektiert.

Dabei mag die Abfolge der Themen zwar nicht jedermanns Geschmack sein und eine andere Anordnung eventuell wünschenswerter erscheinen. So ließe sich der Aspekt der beruflichen Perspektive vielleicht besser in Abgrenzung von den anderen Themen am Ende des Bandes diskutieren. Nichtsdestotrotz ist dem Werk eine Einhaltung der geweckten Erwartungen zu attestieren.

Allgemein wird in den meisten Beiträgen eine erfrischende Distanz zur Geschichtswissenschaft gewahrt, so dass dem angeführten Hinweis auf die Notwendigkeit von Diskurs, Kritik und -fähigkeit in der Geschichtswissenschaft im Band selbst nachgekommen wird. Bei den daraus entstehenden vielschichtigen und durchaus anspruchsvollen Betrachtungs-

weisen ist es dann etwas verwunderlich, dass am Ende eines jeden Unterkapitels reproduzierend-reflektierende Arbeitsaufträge gegeben werden, die in ihrer Formulierung stark an das allseits bekannte Pendant aus Schulbüchern erinnern. Setzt man voraus, dass die Beiträge von einer interessierten Leserschaft studiert werden, so erscheinen diese überflüssig und als Bruch mit dem zuvor exerzierten wissenschaftlichen Niveau.

Neben diesen zugegeben wenig gravierenden Anmerkungen fällt ein weiterer Bruch in den angerissenen Geschichtsbildern stärker ins Gewicht: Im Beitrag zu Berufsfeldern des Historikers wird zwar darauf hingewiesen, dass diese nur zu einem sehr geringen Anteil in der Wissenschaft und Forschung liegen und stattdessen meist im Bereich der Geschichtskultur oder sogar abseits jeder akademischen Anknüpfungspunkte in Feldern wie der Politik oder den Medien. Folglich müsste erwähnt werden, dass hier weniger geschichtswissenschaftliche denn maximal populärgeschichtliche Ansätze verfolgt werden, und das Verhältnis zwischen dem wissenschaftlichen Angebot des Studiums und den pragmatischen Anforderungen des Arbeitslebens müsste reflektiert und gerechtfertigt werden. In diesem Zusammenhang wäre es auch wünschenswert, würde auf die starke Konkurrenz in den überfachlichen Berufsfeldern mit Absolventen anderer geisteswissenschaftlicher Disziplinen hingewiesen. Denn immerhin nähern sich diese dem populärgeschichtlichen Feld zwar von einer nicht geschichtswissenschaftlichen Seite, bringen dafür aber andere Kenntnisse mit, die sie in der Bewerbung um konkrete Arbeitsplätze eventuell attraktiver erscheinen lassen. An dieser Stelle wäre dann auch ein Hinweis auf die Möglichkeiten der mittlerweile nahezu überall in der Bundesrepublik eingeführten Bachelor- und Masterstudiengänge dringend wünschenswert, die es Geschichtsstudenten ermöglichen, sich durch die Kombination mit einem anderen Fach breiter aufzustellen und auf dem Arbeitsmarkt konkurrenzfähiger zu sein. Letztens wären noch Hinweise auf Spezialisierungsmöglichkeiten in übergreifenden Masterprogrammen wie Kunstgeschichte und Kulturerbe sowie internationale oder berufsorientierte Studiengänge hilfreich.

Trotz dieser Anmerkungen kommt man nicht umhin dem Band einen gelungenen und umfassenden Einblick in die Geschichtswissenschaften mit ihren wichtigsten Anknüpfungspunkten zu bescheinigen. Durch eine sehr gute Strukturierung gelingt es die zwangsläufig entstehende Komplexität des Inhalts sinnvoll und leserfreundlich zu gliedern, so dass die verschiedenen Themen sowohl in Abgrenzung zu einander als auch hinsichtlich ihrer inhaltlichen Gemeinsamkeiten deutlich werden. So entsteht tatsächlicher Nutzen für ganz unterschiedliche Lesergruppen, auch abseits des typischen Geschichtsstudenten, der als Hauptzielgruppe wahrscheinlich am meisten profitiert. Dementsprechend kommen die Herausgeber ihrem Anspruch, die Geschichte mit ihren „theoretischen wie praktischen Implikationen“ zu betrachten tatsächlich nach (S. 9).

Sandra Venske, Paderborn

Autorenverzeichnis

HERMANN GROBEVOLLMER, Studium der Klassischen Philologie, Geschichte, Erziehungswissenschaften und Volkskunde an den Universitäten Münster und München, seit 1995 Oberstudienrat am Gymnasium St. Xaver Bad Driburg, seit 2009 Stadtheimatspfleger von Bad Driburg; Arbeitsschwerpunkte: Westfälische Stadt- und Regionalgeschichte, Schriftlichkeit im Mittelalter.

STEFANIE HAUPT B. A., Studium der Geschichte und englischen Sprachwissenschaft (Zwei-Fach-Bachelor) an der Universität Paderborn 2005–2009. Seit dem WS 2009/2010 Studium der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts (Master) an der Freien Universität Berlin; studentische Hilfskraft im Editionsprojekt „Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945“ am Institut für Zeitgeschichte.

PROF. DR. RAINER PÖPPINGHEGE, seit 1998 Lehrender für Neueste Geschichte an der Universität Paderborn, Arbeitsschwerpunkte: Westfälische Regional- und Kommunikationsgeschichte, insbes. zum Ersten Weltkrieg, Universitätsgeschichte, Tiere im Krieg, Geschichtsdidaktik.

PROF. DR. DIETER RIESENBERGER, geb. 1938, emeritierter Professor für Neueste und Zeitgeschichte an der Universität Paderborn; u.a. Veröffentlichungen zur Geschichte des Roten Kreuzes und der Friedensbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts.

MORITZ SCHÄFER M. A., seit 2003 Studium der Neueren deutschen Literatur, Medienwissenschaften und Geschichte an der Universität Paderborn. Ab 2007 studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe UNESCO, 2011 Magisterexamen.

PROF. DR. JOHANNES SÜBMANN, 1985-1992 Studium der Geschichte, Germanistik, Sozial- und Literatursoziologie in München, Paris und Frankfurt a. M., seit 2009 Professor für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Paderborn; Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Staatsbildung in der Frühen Neuzeit (europäisches Mächtesystem, politisches Denken), die Visualität von Herrschaft in der Architektur, der Städtebau und seine Bildnisse, Geschichte der Reichskirche und des Stiftsadels, Historiographiegeschichte.

DENNIS WEGENER, Studium der Germanistik und Geschichte für das Lehramt an Gymnasien und Gesamtschulen an der Universität Paderborn. Seit 2011 Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Lehrstuhl für Ältere Sprache und Literatur von Prof. Dr. Stephan Müller an der Universität Wien.

DR. THEOL. HABIL. MICHAEL WITTIG, Kirchenhistoriker, u. a. Redaktion der Schriftenreihe „Kultur im Kreis Höxter“ der Sparkassenstiftung, seit SS 2012 Lehrbeauftragter der Universität Paderborn

DR. CHRISTOFER ZWANZIG, studierte in Erlangen und Salamanca Mittelalterliche Geschichte, Politische Wissenschaft und Neuere und Neueste Geschichte. 2008 wurde er mit der Arbeit ‚Gründungsmythen fränkischer Klöster im Früh- und Hochmittelalter‘ an der Universität Erlangen promoviert. Von 2008-2011 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter im SPP-Projekt ‚Die Mozaraber. Kulturelle Identität zwischen Orient und Okzident‘.

Alle nicht genannten Rezensenten sind i. d. R. Mitglieder der Redaktion, deren Kontaktadressen Sie im Impressum finden.

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den vorliegenden *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miszellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 30,00 € pro Jahr/Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:
Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
c/o Die Sprachwerkstatt GmbH
Stettiner Straße 40–42
33106 Paderborn

Oder anrufen:
Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0

Oder eine E-Mail schicken:
vfg@die-sprachwerkstatt.de

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

Ansprechpartner an der Universität:

PD Dr. Michael Ströhmer
(N2.343; Tel. 60-3167)
Prof. Dr. Frank Göttmann
(N 2.329; Tel. 60-2437)
Prof. Dr. Eva-Maria Seng
(W1.111; Tel. 60-5488)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:
www.vfg-paderborn.de

Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

SH-Verlag GmbH, Auerstraße 17, 50733 Köln
Tel. 0221/956 17 40, Fax 0221/956 17 41, E-Mail: info@sh-verlag.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802–1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832–1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schulklokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945–1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.–20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

Bd. 14: HERMANN FREIHERR VON WOLFF METTERNICH, Ein unbehagliches Jahrhundert im Rückblick, Köln 2007, 275 S., Abb.

Bd. 15: KLAUS HOHMANN (Hg.), Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008, 672 S., 400 Abb.

Bd. 16: SIMONE BUCKREUS, Die Körper einer Regentin – Amelia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602-1651), Köln 2008, 196 S., 7 Abb.

Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSCHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn–Brackwede(–Bielefeld) 1845–1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939–1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798–1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612–1834. Das „Jahrbuch der Kapuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939–1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holtzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

Bd. 15: ULRICH CHYTREK, Der Telegraph von Prof. Gundolf aus Paderborn von 1850. Eine zeitgeschichtliche Einordnung, Köln 2006, 120 S., Abb.

NEU:

Bd. 16: CAROLIN MISCHER, Das Junkerhaus in Lemgo und der Künstler Karl Junker. Künstlerisches Manifest oder Außenseekunst, Köln 2011, 104 S., Abb.

Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578–1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990–1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIETERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871 – 1918 – 1945, Köln 2004, 159 S., Abb.